

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote.“

Nummer 3.

Gottschee, am 4. Feber.

Jahrgang 1904.

Der Meeresstern.

Stürmen brausend wilde Wogen,
Deckt die Meere finstre Nacht;
Leuchtet uns vom Himmelsbogen
Noch ein Stern in lichter Pracht.
Stehe deine Strahlen nieder,
O Maria, Meeresstern!
Daß sich ob den Fluten wieder
Ruhe breite nah' und fern.

Sin zum sichern Port geleitet
Uns des Sternes lichter Strahl;
Frieden übers Meer sich breitet,
Frieden übers Wogental.

Auf den Anteen wir dir danken,
Stern des Meeres, Jungfrau rein;
Führ' einst unsern Kahn, den schwanken,
So zum ew'gen Hafen ein.

Handel und Wandel.

„Im Zeichen des Verkehrs“ stehend hat der Kaiser des Nachbarreiches die jüngste Zeitperiode charakterisiert. Gütererzeugung und Austausch der Waren wirken seit langem bestimmend auf die Beziehungen verschiedener Staaten. Gegenwärtig stehen auch bei uns der Ausgleich mit Ungarn und die Zoll- und Handelsverträge auf der Tagesordnung. Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie, das wirtschaftliche Wohl von Millionen ist davon bedingt. Auch in dem freihändlerischen England, das den Ruin seines Bauernstandes zu beklagen hat, ruft gegenwärtig Chamberlain durch seine Schutzzoll-Ansichten eine zersekende Wirkung und Spaltung in den alten politischen Parteien hervor, während in Berlin ein neuer Verein die wirtschaftliche Schutzvereinigung der mitteleuropäischen Staaten anstrebt, nachdem schon früher der österr.-ungarische Außenminister Goluchowski warnend

auf die Europas Markt bedrohende amerikanische Konkurrenz aufmerksam gemacht hat. In Goldfragen hört eben nach einem alten Sprichwort die Gemüthlichkeit auf. Was das Blut im lebenden Organismus, ist das Geld im sozialen Körper; das Blut ist an sich nicht das Leben, auch nicht die einzige Voraussetzung der Gesundheit, aber dieser „kostbare Saft“ ist für das Wohlbefinden doch unerlässlich. Nur muß es in richtiger Weise im Organismus verteilt sein; zu große Ansammlung des Butes in einem Körperteile ist eine krankhafte oder todbringende Erscheinung. Uebergroße Blutkongestionen zum Kopfe bei Blutleere des Körpers muß der Arzt verhindern, das kräftige Herz muß es in alle Organe richtig teilen und leiten. Das Herz im sozialen Körper sind die Gerechtigkeit und Liebe; Pflicht der staatlichen Gesetzgebung ist auch die Sorge für eine richtige „Blutzirkulation“, den Geldumlauf und Güteraustausch, um nicht ungesunde Ueberernährung oder Hypertrophie auf der einen, Blutarmut auf der anderen Seite, saugschwammartig wirkenden Großkapitalismus hier, Massenarmut und Entgang des verdienten Löhnes dort auftreten zu lassen. Ein Körper ist nur wohl, wenn alle Organe, große wie kleine, gesund sind. Auch im sozialen Körper sind alle ehrlichen Berufsstände notwendig und auf einander angewiesen, weshalb der sozialdemokratische Klassenkampf, welcher der Gerechtigkeit und Liebe entbehrt, verwerflich ist und eine Verleugnung der Grundlagen sozialer Wohlfahrt darstellt.

Gehen wir nun flüchtig, da wir auf zu engem Raum kein Gesamtbild entrollen

können, auf einige tiefgreifende Zeitercheinungen ein. Vorerst eine erfreuliche. Nach der letzter Tage vom k. k. Handelsministerium veröffentlichten Statistik wies der Außenhandel der österreichisch-ungarischen Monarchie im J. 1903 einen Ueberschuß von 240,3 Millionen K auf (Einfuhr 1871,8 Mill. K, Ausfuhr 2112,1 Mill. K.) In dieser begrüßenswerten Handelsbilanz spiegelt sich auch die wirtschaftliche Großmachtstellung unserer Doppelmonarchie, an deren Einflusse die zollpolitische Trennung beider Reichshälften nachteilig rütteln würde.

Ueber dem Außenhandel ist aber der Inlandsmarkt nicht zu übersehen; sonst müßte auch bei uns die harte Krisis für Landwirtschaft und Industrie, die nach der endlichen Erholung von dem 1873er Zusammenbruch dem judenliberalen „Krach“, der „guten Periode“ des Zeitraums 1885—1900 folgte, jetzt bei uns schon überwunden sein: so aber hat sich der Markt von dem 1901 eingetretenen Niedergang noch nicht erholt. Die fortschreitende industrielle Produktion setzt eben inzwischen eine Steigerung des Bedarfs wohl um 25% voraus. Auf die bedauerliche Krisis weist vielmehr der Umstand nachdrücklich hin, daß Oesterreich-Ungarn 1902 mit 170.000, im Jahre 1903 wohl gar mit 250.000 Auswanderern selbst Italien überflügelte. Freilich rekrutieren sich die Emigranten, welche meist Not und Arbeitsmangel zur Flucht von der geliebten Heimat zwingt, fast ausschließlich aus nicht deutschen Gegenden, zumal aus slavischen Distrikten, während die deutsch-österreichischen Städte und Industriezentren sogar noch hunderttausenden andersspra-

chigen Bewohnern Oesterreich-Ungarns Gelegenheit zur Zuwanderung und zu Erwerb boten.

Die sichersten und verlässlichsten Käufer der heimischen industriellen und sonstigen Produktion stellt nun einmal das Inland selbst. Darum müssen Schutzzölle auch wie Industrie und Gewerbe, so auch die Landwirtschaft vor erdrückender fremder Konkurrenz sichern; sonst verliert die Industrie und die von ihr abhängige Arbeiterschaft nicht nur konsumfähige Käufer, sondern erhält bei Niedergang der Landwirtschaft noch landflüchtige, lohndrückende Arbeitskräfte. Schon aus diesem Grunde ist daher das jüdisch-sozialistische Zollwuchergeschrei gegen einen mäßigen Getreide- und Viehzoll, der bei uns z. B. noch weit hinter den Schutzzöllen Frankreichs zurücksteht, unsinnig und volksfeindlich. Andererseits ist aber auch ein gerechter, Oesterreich nicht wieder stark benachteiligender Ausgleich mit Ungarn nötig; denn die Ausfuhr Oesterreichs nach Ungarn ist nur scheinbar überwertig gegenüber der Einfuhr aus Ungarn; denn von dem Werte der vielen teuren Textilwaren z., die Oesterreich über die Leitha hinüberführt, ist doch der hohe Wert der Rohprodukte, die unsere Reichshälfte aus dem fernen Auslande beziehen muß, erst abzuziehen, während Ungarn der Erlös in Oesterreich für sein Getreide, Mehl, Vieh zc. Ungarn ganz zufließt und verbleibt.

Handel und Wandel, industrielle und landwirtschaftliche Produktion sind aber leider nicht die einzigen Quellen modernen Reichtums, die Ausgaben hiefür nicht die einzigen Rinnäle für den Geldabfluß der fleißigen Erwerbstätigkeit. Es kommt nämlich noch das von Zinsen untätig sich vergrößernde Großkapital in Betracht, dessen Taler nicht hecken und sich doch riesig vermehren. Europas Völker zahlen jährlich 4000 Millionen Mk. Zins an den Kapitalismus für Staatsschuldenscheine und Pfandbriefe allein. Dazu kommen noch, wie das Buch „Oesterreichs Bedränger“ ausführt, Steuern und Hypothekenschulden. Andere Grundbuchschulden Europas werden auf 60.000 Millionen Mk., die jährliche Zinsenlast auf 240 Mill. Mk., die Staatsausgaben auf 25.000 Mill. M. geschätzt. Oesterreichs Staatsschuld betrug 1902 rund 11.999 Mill. Kronen, wofür jährlich über 700 Mill. K Zinsen zu zahlen sind. Das mobile Kapitalvermögen wuchs in 9 Jahren auf 2740 Mill. K, an der Börse wurde 1901 unser Publikum durch Kursverluste allein um 483 Mill. K geprellt, die fast ausschließlich den jüdischen Börsenfirmen zufließen.

Und um alle diese wirtschaftlichen Dinge soll sich das Volk nicht kümmern, sondern seine Aufmerksamkeit durch die von seinen Feinden schlaue erfundene oder gesteigerte antichristliche, nationalpolitische und neuere „Los von Rom“-Heze wie auch durch sonstige Schlagworte der katholikenfeindlichen Presse ablenken lassen? Darum: Katholiken, organisiert euch, wehrt euch und bedient euch euer besten Waffe, der katholischen Presse!

Demut.

Die Demut ist ein Ehrenkleid
Für jedes Menschenkind;
Sie ziert den Jüngling, ziert die Matd,
Macht jedes gutgefinnt.

Eine zweischneidige Waffe.

Der große fünfmonatliche Streik in Crimmitschau in Sachsen unter Führung der Sozialdemokratie ist gründlich verkracht, die Arbeiter mußten nach all der Aufregungen, Opfern und Entbehrungen des Ausstandes die Arbeit bedingungslos wieder aufnehmen, 2—3000 konnten aber wegen der inzwischen herbeigezogenen Arbeiter nicht mehr eingestellt werden. Zu allem Unglück brannte nach Beendigung des Streikes eine große Fabrik gänzlich nieder. Die sozialdemokratischen Blätter und Redner, welche mit vollen Backen den Streik angeblasen und mit großen Versprechungen durch fünf Monate aufrecht erhalten hatten, sind nun plötzlich ganz still geworden nach dem jämmerlichen Ausgange dieses Ringkampfes zwischen Arbeiterschaft und Kapital.

Der Streik von Crimmitschau ist deshalb von allgemeinem Interesse geworden, da er den engeren Zusammenschluß nicht bloß aller Textilfabrikanten, sondern auch aller verwandten Industriellen zur Folge gehabt. Der Organisation der Arbeiterschaft hat sich die Vereinnahmung der Unternehmer mit weit größeren Geldmitteln gegenübergestellt. Ja die Industriellen haben die Gelegenheit benützt und solche Vorkehrungen getroffen, welche wohl für längere Zeit jedem größeren Streik in Deutschland alle Aussicht versperren.

Von christlichem Standpunkte betrachtet ist der Streik (Ausstand) weder unbedingt zu billigen noch zu verwerfen. Stellt er die gerechte und in den Schranken der Gesetze und Ordnung sich bewegende Notwehr der Arbeiterschaft gegenüber einem rücksichtslos ausbeuterischen Kapitalismus dar, so ist er an sich erlaubt. Allein die sittliche Ordnung und Klugheit erfordert es, daß ein Streik wegen der damit verbundenen schwerwiegenden Folgen für die Gesellschaft nur dann begonnen werde, wenn hinreichende Aussicht auf Erfolg vorhanden ist und wenn die voraussichtlichen schlimmen Wirkungen für die Allgemeinheit durch den zu erhoffenden Vorteil der einzelnen aufgewogen werden. Soll ein Streik der sittlichen Voraussetzungen nicht entbehren, müssen auch die Leiter des Streikes gewissenhafte und von Pflichtbewußtsein und christlicher Mäßigung erfüllte Männer

sein, denen es hiebei nicht um private oder Parteiinteressen, sondern um das Wohl der Arbeiterschaft ernstlich zu tun ist, die nicht in der Aufstachelung der Leidenschaften, sondern in der Mahnung zur Ruhe, Besonnenheit und Ordnung sich betätigen. Diese Eigenschaften muß man aber im allgemeinen den sozialdemokratischen Streikführern absprechen. Denn das sozialdemokratische Programm zielt auf Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze, auf den unchristlichen Klassenhaß und Klassenkampf hinaus, der Sünde ist. „Die Sünde“ aber d. h. jede Abweichung von der sittlichen Ordnung, sagt die hl. Schrift, „macht die Völker unglücklich“, selbst wenn augenblickliche scheinbare Vorteile daraus erwachsen.

Aber auch ein anfänglich gerechtfertigter Streik kann in seinem Verlaufe unerlaubt und verwerflich werden, wenn unerlaubte Mittel zur Durchsetzung der Forderungen angewendet werden oder wenn Verhältnisse eintreten, die den Erfolg unwahrscheinlich oder sehr zweifelhaft machen oder die den Ruin des betreffenden Industriezweiges und damit die Existenz vieler herbeiführen müssen. Denn es ist unvernünftig, den fruchttragenden Baum abzuhacken, um einige wenige Früchte von seiner Spitze zu pflücken. Jedes mit weittragenden üblen Folgen verbundene unvernünftige Handeln wird aber zur Sünde, da ja der Mensch nach Gottes Willen seine Vernunft gebrauchen und nicht mißbrauchen soll.

Werden diese Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit und Klugheit außer acht gelassen, dann wird ein Streik, mögen hiebei die Forderungen der Arbeiterschaft an sich noch so gerecht oder billig sein, nicht zum Wohle der Gesellschaft ausschlagen, er wird vielmehr die Lage der Arbeiterschaft verschlimmern.

Diese Lehre gibt nun auch der Streik von Crimmitschau, der insbesondere gezeigt, daß die sozialdemokratischen Organisationen gegen die Industriellenorganisation vorläufig noch machtlos sind. Es jährt sich bald der Tag, an welchem der Riesenstreik der Eisenbahner in Amsterdam und anderen holländischen Städten zum Ausbruche gekommen ist. Auch dieser Streik, der doch sozusagen mit aller Kunst und Wissenschaft inszeniert worden war, hat mit der bedingungslosen Kapitulation geendet; die Streikenden mußten schließlich zu einem förmlichen Bittgange um Wiederaufnahme in die Arbeit sich bequemen. Vordem war der große Streik der nordamerikanischen Anthrazit-arbeiter trotz fast neunmonatlicher Dauer gescheitert. Und der allgemeine französische Bergarbeiterstreik hatte kein besseres Schicksal gehabt. Im abgelassenen Jahre mußten die großen sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen eine große Niederlage nach der anderen verzeichnen. Die zweischneidige Waffe des Streiks, die sich durch Dezennien als so scharf und schneidig erwiesen und die Arbeiterführer von Erfolg zu Erfolg geführt hatte, ist plötzlich stumpf geworden, sie hat ihre Schärfe und Spitze

gegen die Arbeiter selbst gekehrt. Werden die betörten sozialdemokratischen Arbeiter nun allmählich einsehen, daß sie mit ihren roten Führern und deren Lehren auf dem Holzwege sind?

Darum kann die Arbeiterschaft nicht oft und eindringlich genug vor der sozialdemokratischen Verführung und Verhezung gewarnt und zum Anschluß an christliche Arbeiterorganisationen ermahnt werden.

Schönheit der Jungfrau.

Es will sich jede Jungfrau schmücken Und es gebührt ihr, schön zu sein; Doch wird ihr das nicht wahrhaft glücken, Wenn sie's im Spiegel sucht allein. Nicht tuts der Puz, nach dem man giert, Viel besser schmückt ein schlichtes Kleid, Wenn unter ihm das Herz geziert Mit Tugend ist und Sittsamkeit. So manche, die im Spiegel sich betrachtet, Entzückt von sich und ihrer Pracht, vergißt, Daß bei dem lieben Gott sie ist verachtet, Weil sie in seinen Augen häßlich ist. Schönheit vor Gott — die läßt sich nicht erborgen, Für diese Schönheit, Jungfrau, sollst du sorgen.

Streiflichter.

Apostel der Liebe

verdienen jene christlichen Helden und Heldinnen genannt zu werden, die sich um keines irdischen Lohnes, sondern um des ewigen Heiles wegen dem Dienste der Kranken und Hilflosen widmen. So eben liegt das Jahrbuch für 1903 über die Tätigkeit der Barmherzigen Brüder in den 15 Spitälern der österreichisch-böhmischen Ordensprovinz vor, das in trockenen Zahlen und ungeschminkten Berichten ein Bild der regen und rührenden Tätigkeit dieser Ordensbrüder entwirft.

Insgesamt wurden in allen Spitälern (Wien, Feldsberg, Krakau, Prag, Görz, Neustadt i. B., Teschen, Proßnitz, Rukus, Brünn, Vettowitz, Wiffowitz u. s. w.) 20.958 Kranke neu aufgenommen und 18.849 Kranke aus der Pflege entlassen. In Wien-Neopoldstadt allein wurden 6.152 Kranke im Jahre 1903 verpflegt. Von diesen wurden 4059 als geheilt, 1276 als gebessert und nur 342 als ungeheilt entlassen. 210 (3.56 Prozent) sind gestorben und 265 blieben noch in Pflege. Von den Patienten waren 5511 Kranke in Niederösterreich (4300 in Wien) wohnhaft. Der tägliche Krankenstand betrug durchschnittlich 257. Die Höchstzahl der Krankenaufnahmen (525) weist der Juli, die Mindestzahl (441) der Februar auf. Die Anzahl der im Jahre 1903 aufgelaufenen Verpflegungstage betrug 99.580, die durchschnittliche Verpflegungsdauer der Entlassenen 16.91 Tage. Die Zahl der im Spitale angemeldeten Selbstmorde hat gegen 1902 zugenommen, die Medikamentenkosten betrugen 10.843 Kronen 41 Heller, die Kosten für chirurgisches Verbandsmaterial 9266 Kronen. Es wurden 2952 Operationen vorgenommen. Im medizinischen und chirurgischen Ambulatorium (in der Neopoldstadt) wurden 7067 Kranke und im Ambulatorium für Augen-

franke wurden 3884 Kranke behandelt. Armen und Bedürftigen wurden auch in den Ambulatorien Brillen und Medikamente unentgeltlich verabfolgt. Daß die Abteilung zur Entfernung schadhafter Zähne eine Massenfrequenz aufzuweisen hatte, braucht nicht erst versichert zu werden.

Sehr interessant ist die Uebersicht, welche die Berufsclassen aufzählt, die die Hilfe der Barmherzigen 1903 in Anspruch nahmen. Es sind alle Berufe hier vertreten: Advokaten und Aerzte, Redakteure, Ordensgeistliche (122), Schauspieler, Offiziere, Techniker, bis zu den Kanalräumern, Pflasterern und Wasserern. Das weitaus größte Kontingent stellen die Hilfsarbeiter; im Jahre 1903 wurden 302 baugewerbliche Hilfsarbeiter, 238 landwirtschaftliche, 298 Magazins, 350 Fabrikhilfsarbeiter und 286 Hilfsarbeiter ohne bestimmten Berufszweig verpflegt. Ziemlich groß ist auch die Anzahl der Kranken aus dem Gewerbestande. Es stellten: die Schuhmacher 444 Pfleglinge, die Kutcher 332, die Kleidermacher 232, die Bäcker 291, die Fleischhauer 139, die Tischler 138 verpflegte Kranke. Im ganzen 6152 Verpflegte.

Wie viele darunter mögen nicht als Sozialdemokraten oder Andersgläubige früher und vielleicht auch später sich in rohen Schimpfereien über die katholischen Ordensleute, ohne deren liebevolle Pflege sie vielleicht elend geblieben oder dem Tode verfallen wären, undankbar ergangen haben. Aber diese Apostel der Liebe fahren unbeirrt fort in ihren Liebeswerken und nach Christi Mahnung „Böses mit Gutem zu vergelten.“ Ja die Barmherzigen Brüder scheuen sich selbst nicht zum Bettelstab für ihre lieben Kranken zu greifen und sich hiebei dem Schimpf und Spott gefühlroher Menschen auszusetzen. Erst im Vorjahre hatte der Konvent der Barmherzigen große Ausgaben für notwendige Neubauten im Spitale zu machen und so sehen sich die Apostel der Liebe genötigt, sich an die weiteste Dementlichkeit mit der Bitte zu wenden, daß ihnen viele Wohltaten das humane Werk, das armen Kranken ohne Unterschied der Nation und Konfession zugute kommt, vollenden helfen, als Beweis, daß Nächstenliebe und Barmherzigkeit nicht erstorben sind und als edelstes und verführendes Band die Menschen umschlingen und vereinigen mögen bis in die fernsten Zeiten.

Die wahren Parasiten.

Oft genug kann man die Kirchenseinde von den Mönchen und Priestern als den „Parasiten (Samaritern) des Volkes“ reden hören, und doch gehören gerade jene Pfaffenresser selbst zu den ärgsten Parasiten am Mark des Volkes: man denke an die bekannten Sozialistenführer, die sich prächtige Villen auf Unkosten der arbeitenden Volksmassen bauen, oder fette Gehälter aus den Parteilassen beziehen, von den jüdischen Schmarozern-

pflanzen in allen Staaten ganz abgesehen. Es gibt wohl keine größeren Pfaffenresser als das französische Freimaurerministerium Combes, das jeden Tag einige Klöster ver-speist. Dieselben Herren entwickeln aber auch sonst einen recht passablen Appetit auf Kosten der Steuerträger. Ein Wiener Blatt berichtet darüber:

Bei fröhlichen Banketten, inmitten seiner Anhänger, ließ sich Pelletan am 8. 9., und 10. August in Marseille feiern. Die Gelage kosteten 35.000 Franken. Dann bankettierte er am 24. August in Cherbourg. Kostenpunkt 25.000 Franken. Am 20. September hatte er und seine Freunde in Cahor frischen Appetit. Wieder 25.000 Franken beim Teufel. Am nächsten Tag, den 21. September, war er in Gourdon, wo lumpige 5000 Franken für das Bankett genügten. Und noch an demselben Tage kam er in Souillac für ein gemeinschaftliches Diner mit 2000 Franken aus. Am 22. September kostete sein Festessen in Behrac 3000 Franken. Inmitten der vereinigten Gassen am 26. September in Albi gab es dagegen für 25.000 Franken zu schmausen.

Für den Kriegsminister André waren die Rechnungen gesalzener. Sein Bankett in Landrecies am 28. August kostete 28.000 Franken. Und am 21. September gingen in Bordeaux für sein Bankett 30.000 Franken drauf. In Nevers brauchte er am 26. September bloß 22.000 Franken. Billig waren auch nicht die Banketts zu Ehren des Ministerpräsidenten Combes. Am 24. August aßen er und seine Festteilnehmer in Saintes um 30.000 Franken, in Treguer am 14. September bei der Feier Renans um 32.000 Franken, in Madrid am 29. September um 28.000 und am 14. Oktober in Clermont um 30.000 Franken. Der Handelsminister Trouillot fetierte am 24. August in Saint-Claude für 25.000 Franken, und am 26. September in Havre um 20.000 Franken. — Sehr geüßsam war man für den Bautenminister Marnejoles. Sein Gelage kostete in Chamouix am 24. August 18.000 Franken. Vorher hatte er in Brest am 26. Juli 22.000 Franken ausgegeben. — Der Unterrichtsminister Graunis und seine Freunde sind keine großen Esser. Am 21. Juli in Agen 20.000 und 4. Oktober in Caen 15.000 Franken. — Sehr bescheiden war der Ackerbauminister Mougeot mit seinen 15.000 Franken in Langres am 24. August. — Nicht zu teuer kam die Geschichte für den Kolonialminister Doumergue. Am 26. Juli reichten in Nimes 21.000 und am 2. August in Beaucaire 15.000 Franken. — Um nicht zurückzubleiben, wurden mit dem Postminister Berard am 5. Oktober in Komorantin 15.000 Franken „verbraucht.“

Das sind die Ausgaben der Ministerbankette von bloß vier Monaten, die aber schon die ganze Summe von 506.000 Franken ausmachen, eine Note, die natürlich von den überglücklichen Bürgern herzugeben ist. Die aufgezählten Daten geben die Erklärung, warum aus manchen Städten von einem triumphalen Empfange der französischen Minister berichtet wurde.

Wenn doch die Völker aus der Geschichte lernen möchten, welches die wahren Parasiten am Gesellschaftskörper sind — nicht die Geistlichen und Ordensleute, sondern die getauften und ungetauften Volksverhezer. Noch zu allen Zeiten ist der Erlös für aufgehobene Klöster und Kirchen nicht dem Volke, sondern den Mägen und Taschen der Klosterstürmer und ihrer Hintermänner zugeflossen.

Forsthaus Eulencruf.

Eine deutsche Familiengeschichte von E. M. Paul.

(Nachdruck verboten)

(Fortsetzung.)

Auf dem Gesicht Olgas wechselten im Laufe der Mitteilungen tiefe Blässe und hohe Röthe, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, herber Schmerz, aber auch eine große Bewegung machte sich bemerkbar, und als Papa Werner mit den Worten schloß: „Obwohl Du nun gehört hast, liebe Olga, daß Du nicht unser leibliches Kind bist, wirst Du doch wissen, daß ich und meine Frau Dich als solches erzogen haben und betrachten. Du weißt auch, daß wir beide Dich mit voller Elternliebe umfassen und haben ebenfalls die Ueberzeugung, daß Du bis jetzt uns als Eltern geliebt und geehrt hast. Wird in Deinen Gefühlen nun eine Aenderung eintreten?“

Da warf sich das erregte Mädchen, dessen nachtschwarze Augen in Tränen schwammen, dem Vater an die Brust. Frau Mathilde, welche im offenen Nebenzimmer mit erklärlicher Spannung das Resultat der Unterredung erwartet hatte, trat nun herein und wurde von Olga stürmisch umarmt und geküßt. Schluchzend und erregt sprudelte sie die Worte hervor: „Wer auch meine leiblichen Eltern sein mögen, ob und wo dieselben noch leben — ich liebe und achte Euch beide als meine Eltern und müßte ein ganz undankbares Geschöpf sein, wenn ich das nicht auch ferner tun wollte. Wenn Ihr so lange Jahre gewußt habt, daß ich nicht Euer eigenes Kind bin, so habt Ihr doch als meine Eltern gegen mich gehandelt; ich hoffe und bitte, daß Ihr auch ferner so mit mir sein werdet.“

So schmeichelte das Mädchen, die Eltern aufs neue umarmend.

„Gewiß, liebes Kind, das kannst Du mit Bestimmtheit erwarten,“ antwortete Werner, „und es würde uns alle tiefbetrübt haben, wenn die Mitteilung, die wir Dir jetzt machen mußten, Deinerseits eine Störung des bisherigen Verhältnisses hervorgerufen hätte. Uebrigens habe ich vor kurzem die nötigen Schritte zu Deiner Adoption getan. Hier ist,“ fuhr Papa Werner fort, indem er aus einem Fache seines Schreibtisches ein Dokument hervorzog, „die landesherrliche Genehmigung, daß Du Dich fernerhin Olga Werner, Adoptivtochter des herzoglich. R. schen R. vierförstlers nennen darfst.“

Nachdem Olga wiederholt die Versicherung der Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung gegeben hatte, legten sich allmählich die Wogen der beiderseitigen Erregung.

Dem aufmerksamen Beobachter wäre jedoch sehr bald die Ueberzeugung geworden,

daß dennoch in dem Herzen des Mädchens eine gewisse Veränderung eingetreten war. Nicht etwa hinsichtlich der Liebe und Verehrung gegen die Eltern, sondern gegen Hans, den Olga bisher nur als Bruder betrachtet hatte. Hans war bereits zu voller Manneschönheit herangereift, er hatte eben zur Zeit die Abgangsprüfung der Forstakademie glänzend bestanden, und traf einige Tage vor Ostern als neugebackener Forstreferendar im Elternhause ein. Da trat Olgas verändertes Wesen deutlich zutage.

Der Förster und seine Gattin bemerkten dies sofort. Beiden war trotz aller Heimlichkeit die Liebelei zwischen dem Sohne und Adelheid Liebe nicht unbekannt geblieben. Abgesehen davon, daß der Verkehr zwischen dem Försterhause und der Familie Lieber, deren Haupt inzwischen ein schwerreicher Mann und Besitzer eines in der Nähe legenden Gutes geworden war, und nach wie vor auf der Domäne Eulencruf als Pächter wirtschaftete, längst nicht mehr der frühere intime war, hatten sich über das Verhalten der zu einer blendenden Schönheit gewordenen Adelheid Lieber nichts weniger als vorteilhafte Gerüchte verbreitet. Man bezeichnete die auf das väterliche Vermögen stolze und von ihren körperlichen Vorzügen augenscheinlich sehr eingenommene Adelheid als eine überaus flatterhafte und herzlose Kolette.

Das Ehepaar Werner sah bisher die Neigung des Sohnes zu Adelheid als eine nichtsagende Studentenliebe an. Der Förster hatte sich nun zwar vorgenommen, deshalb mit dem Sohne ein ernstes Wort zu reden, war aber doch innerlich sehr froh, diese Aussprache jetzt noch hinauschieben zu können, da Adelheid Lieber bei der jetzigen Abwesenheit des Sohnes im Vaterhause mit ihrer kränkenden Mutter noch in Italien weilte, wohin sich beide seit dem Januar begeben hatten.

Da in der Zwischenzeit Mama Mathilde nach dem Ableben ihrer Eltern in den Besitz ihres nicht unbedeutenden Erbes gekommen war, hatte Papa Werner keine Schwierigkeiten, die Kosten der weiteren Laufbahn des Sohnes zu bestreiten.

Hans trat im Oktober als Einjährig-Freiwilliger in die damals in S. garnisonierende, inzwischen zu einem etatsmäßig vollen Bataillon gewordenen 4 Jägerabteilung ein. Die Eltern wußten aber nicht, daß Hans von da aus östern nach H. fuhr, wo Adelheid Lieber den nächsten Winter im Hause einer Schwester ihres Vaters verlebte, und auch dort sehr bald durch den Glanz ihrer Toilette auf den Bällen und Soireen, und durch ihre blendende Schönheit Aufsehen erregte, und wiederholt Anlaß zu Redereien gab.

Das so vielseitig umschwärmte Mädchen spielte mit Männerherzen wie die Katze mit der Maus; unsern Hans, der dies auch wohl bemerkte, wußte die herzlose Kolette immer und immer wieder hinzuhalten; ein verschwiegener Händedruck, ein zärtlich geflüstertes Wort, begleitet von einer wegwerfenden Bemerkung über diesen oder jenen besonders zudringlich auftretenden Bewerber genügte, um Hans wieder zu beruhigen und seine wiederholt aufflammende Eifersucht niederzudrücken. — —

IV.

In dem nächsten Jahre sandte das Försterpaar die Tochter Olga zu längerem Aufenthalte in das Haus einer Jugendfreundin von Mama Mathilde. Diese, als Witwe in einer süddeutschen Stadt lebend, hielt in einer ihr gehörigen kleinen Villa mit großem Garten ein zwar nicht schablonenmäßig betriebenes Töchterpensionat, aber sie hatte doch stets 2 bis 3 Töchter von ihr verwandten oder befreundeten Familien um sich, um denselben in einem in der Regel eineinhalb bis zwei Jahre währenden Kursus eine abgeschlossene Bildung in wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und hauswirtschaftlicher Hinsicht zu Teil werden lassen. Olga hatte vorher noch ein Jahr im Elternhause und dessen so gesunder Umgebung vollständig unbundene Freiheit genossen und war in der Zeit zu einer blühenden, in frischer Fülle prangenden Jungfrau herangewachsen, deren Antlitz zwar keinen Anspruch auf klassische Schönheit machen konnte, deren ganzes Aeußeres aber in dem Schmuck des jugendlichen Schmelzes so beschaffen war, um den Mäneraugen sehr zu gefallen. Wohl schmerzte Olga der Abschied vom traulichen Vaterhause, von den hochverehrten, innig geliebten Eltern, zu denen sie nach wie vor dankbar auf sah. Wohl wußte sie, daß sie 18 Monate vom Vaterhause fern bleiben müsse, aber sie verschloß sich dem Ziele nicht, das die Eltern ins Auge gefaßt hatten, da sie wußte, daß es zu ihrer völligen Ausbildung diene. Aeußerlich ruhig reiste Olga ab. Hans wurde inzwischen in verschiedenen Oberförstereien beschäftigt, im zweiten Jahre nach seiner aktiven Dienstzeit wurde er als Reserveoffizier einberufen. Im Herbst desselben Jahres, als Olga aus der Pension zurückkehrte, und Hans die vorerwähnte Dienstleistung beendet hatte, trafen die früheren Geschwister im Vaterhause nach fast zwei Jahren zum erstenmale wieder zusammen. Obgleich Hans von der nun voll entwickelten Schönheit Olgas überrascht und recht angenehm berührt wurde, so war doch sein ganzes Denken und Fühlen von den dämonischen Reizen Adelheids, — die jedoch damals nicht in Eulencruf

anwesend war, — zu sehr eingenommen, als daß er in Olga mehr, als die unter seinen Augen aufgewachsene Pflegeschwester gesehen hätte. Im kommenden Winter war Hans mit den Vorbereitungen zu der ihm im Frühjahr bevorstehenden Prüfung zum Forstassessor völlig in Anspruch genommen. Trotz der ihn beherrschenden Leidenschaft zu Adelheid Lieber bestand Hans das Examen mit der Note I. und der erfreute Vater war bereit, ihm die Mittel zu einer größeren Reise zu bewilligen, als die damals eintretende Mobilmachung des preussischen Heeres einen Strich durch die Rechnung machte.

Mit welchen Gefühlen Eltern und Pflegeschwester den Sohn und Bruder in das Feld ziehen sahen, und mit welcher Sorgfalt die beiden die erforderliche Ausrüstung herrichteten, werden alle deutschen Frauen begreifen, welche damals nur wenige Jahre später in derselben Lage gewesen sind.

Das Regiment, dem Hans angehörte, zog mit nach Böhmen, er wurde schon in der ersten Woche Offizier. Am 4. Juli wurden seine Angehörigen durch ein Telegramm erschreckt, daß er in der Schlacht bei Königgrätz durch einen Granatsplitter am rechten Oberschenkel schwer verletzt sei!

Da zog schweres Leid in das stille Forsthaus und in die Herzen der Eltern und Schwester ein. Der Jammer wurde erst 14 Tage später durch einige, von Hans selbst geschriebene Zeilen gemildert, aus denen die hocherfreuten Angehörigen ersehen, daß die anfänglich nötig scheinende Amputation unterblieb, und das Befinden des Patienten ein den Umständen nach befriedigendes sei.

Nun hatte der gute, besorgte Vater aber keine Ruhe mehr. Er nahm Urlaub, reiste ab und fand den Sohn wohler, als er erwartet hatte. In dem die Oberaufsicht führenden Stabsarzt fand Werner einen alten Bekannten, der während seiner eigenen Dienstzeit als junger Assistenzarzt bei der früheren 5. Jägerabteilung Dienst getan hatte. Da der Förster die Mittel und die Möglichkeit nachweisen konnte, dem Sohne in der Privatpflege mindestens dieselbe Sorgfalt zuwenden zu können, die demselben im Militär Lazarett zu teil geworden wäre, erlangte er durch Vermittelung und unter Fürsprache des Arztes die Erlaubnis, den verwundeten Sohn mit nach Hause nehmen zu dürfen. Acht Tage nach Werners Ankunft im Lazarett konnte die Abreise beider erfolgen, die freilich nur in kurzen Tagestouren und mit einer zweltägigen Ruhepause in Dresden vor sich ging. Doch überstand Hans die lange Fahrt verhältnismäßig gut und Mutter und Schwester waren nicht wenig erfreut, den

Patienten so unverhofft wohl zu finden. Die diesem zugewandte große Sorgfalt und Pflege, die Bemühungen eines gewissenhaften und erfahrenen Arztes wurden durch die Jugendkraft des Verwundeten unterstützt, — dennoch kam das Frühjahr 1867 heran, ehe Hans soweit hergestellt war, daß er in Begleitung seiner Mutter nach Ems reisen konnte, und erst nach längerem Aufenthalte dortselbst konnte Hans sich seiner vorgesezten Behörde wieder als dienstfähig melden.

Olga hatte sich selbstredend an der Pflege des Verwundeten mit allen Kräften und voller Hingabe beteiligt, dennoch hatte das feinfühliges Mädchen, namentlich während der Rekonvaleszenz, sich alle Reserve aufgelegt; trotz der ihr innewohnenden Leidenschaft für den verwundeten Pflegebruder hatte auch der schärfste Beobachter nicht das geringste Zeichen entdecken können, durch welches sie die sich selbst gezogene Grenze der schwesterlichen Sorgfalt überschritten hätte. Das charakterfeste Mädchen legte sich die schwere Prüfung auf, ohne zu ahnen, welch' noch viel schwerere Probe ihre Zuneigung zu dem Verwundeten schon in dem darauffolgenden Jahre bestehen sollte.

V.

Der Forstassessor Hans Werner hatte während seiner Rekonvaleszenz sich mit der Ausarbeitung mehrerer Aufsätze über forstwirtschaftliche Kultur und anderen derartigen Arbeiten beschäftigt. Vor Einsendung derselben an die Redaktionen der Fachblätter legte Werner die Manuskripte dem Landesforstmeister vor. Als eine Folge von dessen Gutachten war es wohl zu bezeichnen, daß Hans mit Beginn des Wintersemesters an der Forstakademie als Hilfslehrer angestellt wurde, — ein Erfolg, der im Försterhause große Freude hervorrief.

In den letzten Tagen des Mai brachte der Postbote eine fein gestochene Karte, auf welcher der inzwischen Dekonomierat gewordene Lieber und dessen Frau sich die Ehre gaben, die Verlobung ihrer Tochter Adelheid mit dem Gutsbesitzer und Premierleutnant der Landwehr-Kavallerie Leo von Bornheim auf Schloß Breitenfels anzuzeigen.

Den Eindruck, den diese unerwartete Verlobungsanzeige auf die Bewohner des Forsthauses machte, erlasse man mir zu schildern; wir dürfen auch ebenso wenig die vertrauliche Aussprache zwischen dem Ehepaar Werner belauschen, welche in ver schwiegenem Gemach stattfand, ebensowenig dürfen wir Olga über die Schulter sehen und die Zeilen lesen, die sie in fliegender Hast in ihr Tagebuch einträgt. Stürmisch wogt die junge Brust auf und lab, die

Augen funkeln, die Wangen glühen, und um die vollen frischen Lippen liegt ein Zug der Freude, der vollsten Befriedigung. Nicht das Herz der Pflegeschwester, nein, das Herz der liebenden Jungfrau sieht in Adelheids Verlobung eine besondere Förderung der eigenen Hoffnungen, und sonderbar, — auch die Eltern waren derselben Ansicht. Der seit Jahren im Stillen gehegte Wunsch, die Pflege Tochter als Schwiegertochter sehen zu können, erfuhr durch die Verlobung Adelheids besondere Förderung, — so hoffte man im Forsthaus.

Am zweiten Tage darnach, einem Sonntage, sah Olga den Telegraphenboten auf das Forsthaus zukommen. Höchst erstaunt ob dieses seltenen Ereignisses eilte das Mädchen ihm entgegen, bracht das Telegramm dem Vater, der es hastig der aufhorchenden Gattin vorlas:

„Komme heute Nachmittags 4 Uhr, Hans.“

„Was fällt dem Jungen ein?“ sprudelte Werner hervor, „so ganz ohne Veranlassung die weite Fahrt zu machen und seinen Posten zu verlassen!“

„Wenn das nur nicht mit Adelheids Verlobung zusammenhängt? Mich hat eine bange Ahnung überfallen,“ unterbrach die ängstliche Mathilde den Gatten.

„Na! Na! Wie kannst Du so etwas denken, Mathilde! Dazu ist der Junge zu vernünftig. Aber eine große Dummheit ist und bleibt diese Fahrt. Dem Hans scheint das Geld im Beutel zu hüpfen. So ein Leichtsin! Na warte, Bürschchen, ich werde dir, wenn du auch Forstassessor und Reserveleutnant bist, den Standpunkt klar machen. Gottfried soll den Braunen vor die Kutsche spannen. Er soll den jungen Herrn am Bahnhof abholen. Es fährt aber keines von Euch mit! Ich habe gleich nach Tisch einen Gang zu machen, bin aber vor 5 Uhr wieder zurück und werde dem Bruder Leichtfuß ganz gehörig den Kopf waschen!“

So entschied der erregte Mann, der nicht ahnte, welche Folgen des Sohnes Fahrt zum Vaterhause haben sollte.

Punkt ein Uhr verließ Werner das Haus, Gottfried fuhr einhalb vier Uhr nach dem Bahnhofs ab und eine halbe Stunde später machte sich Olga, welche die unaussprechlichen Lamentationen der ahnungsvollen Pflegemutter nicht mehr mit anhören konnte, in Begleitung des Jagdhundes nach dem Hirschwinkel auf den Weg, um dort auf Hans zu warten. In ihrer begreiflichen Ungeduld etwas zu früh angekommen, wandte sich Olga wieder zurück, um bei der Wiederannäherung zu erfahren, daß Hans am Hirschwinkel den Wagen verlassen und von dort durch den Forst nach dem Gute Eulenberg gegangen. Was Gottfried so berichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1.—15. Feber.

1. Montag. Ignaz, Bisch. u. Mart. (+ 107). Sonnenaufgang 7 Uhr 38 Min., Untergang 4 Uhr 49 Min. Tageslänge 9 Stund. 11 Min. ☉ Vollmond um 5 Uhr 31 Min. abends.

2. Maria Lichtmess. Festevangelium (Lut. 2, 22—32): Maria bringt der Vorschrift des Gesetzes gemäß, das zwar auf sie keine Anwendung hatte, bei der Darstellung Jesu im Tempel das Opfer der Armen; Simeon preist voll Freuden das Jesukind als das Licht der Völker.

3. Mittwoch. Blasius, Bisch. u. Mart. (+ 316); Goshert, Bisch. (+ 859); Ansgar, Erzb. (+ 865). — **4. Donnerstag.** Veronika, Bekennerin (+ um 70); Andreas Corsini, Bisch. (+ 1373); Khabanus Maurus, Erzb. (856); — **5. Freitag.** Agatha, Jgf. u. Mart. (+ 304); Adelheid, Aebtissin (+ 1015); 26 japanischen Martyrer (+ 1597). — **6. Samstag.** Dorothea, Jgf. und Mart. (+ 304); Titus, Bisch. (+ 98); Amand, Bisch. (+ 675).

7. Sonntag. (Sexagesima). Romuald, Ordensstifter (+ 1027); Richard, König (+ 722). Evangelium (Lut. 8, 4—15); Jesus lehrt im Gleichnis vom Sämann, daß die Predigt des Wortes Gottes gleich dem Samen des Sämanns verschiedene Aufnahme und Wirkung aufweist.

8. Montag. Johann v. Matha, Ordensstifter (+ 1213). ☾ Letztes Viertel um 10 Uhr 4 Min. vorm. — **9. Dienstag.** Apollonia, Jgf. u. Mart. (+ 249); Alto, Abt (+ 700); Cyrillus v. Alex., Kirchenlehrer (+ 444). — **10. Mittwoch.** Scholastika, Jgf. (+ 542); Wilhelm, Erzb. (+ 1175). Sonnenaufg. 7 Uhr 24 Min., Unterg. 5 Uhr 6 Min. Tageslänge 9 St. 42 Min. — **11. Donnerstag.** (Fest der Erscheinung der Unbefleckten in Lourdes.) Adolf, Bisch. v. Osnabrück (+ 1224); Desiderius, Bisch. u. Mart. (+ 608); 7 Stifter des Servitenordens. — **12. Freitag.** Gulalia, Jgf. u. Mart. (+ 303). — **13. Samstag.** Katharina v. Ricci, Jgf. (+ 1589); Gregor II. (+ 731); Castor Priester (+ 379).

14. Sonntag. (Quinquagesima). Valentin, Bisch. v. Mart. (+ 269); Antonin, Abt (+ 830); Bruno, Bisch. (+ 1009). Evangelium (Lut. 18, 31—43): Jesus heilt auf der Reise zum Osterfeste einen Blinden und spricht von den seiner harrenden Leiden, seinem Tode und seiner Auferstehung.

15. Montag. Faustina und Jobita, Mart. (+ 121); Walfrid, Abt.

5. Feber.

Die japanesischen Martyrer.

Eine der blutigsten, aber auch glorreichsten Perioden der katholischen Kirchengeschichte ist die dreihundertjährige Verfolgung der Christen in Japan, welche viele Tausende Blutzengen für den katholischen Glauben gezeitigt und die wundervollsten Beispiele christlicher Heldentugend hervorgebracht hat. Die alten Martyrerberichte aus der römischen Christenverfolgung haben keine ergreifenderen Szenen, als sich auf dem „heiligen Berge“ von Nagasaki bisweilen vor mehr als 30.000 heidnischen Zuschauern abspielten. Unter der Heldenchar der japanischen Blutzengen Christi ragen 26 heilige Martyrer hervor, deren Andenten am 5. Feber gefeiert wird.

Am Feste Mariä Himmelfahrt 1549 war der hl. Franz Xaver mit zwei Ordensbrüdern als erster christlicher Missionär nach Japan, in das Reich des als Gott verehrten Mikado gekommen und hatte in der Stadt Rangorima binnen Jahresfrist eine blühende Christengemeinde gegründet. Auch an mehreren anderen Orten schuf Xaver herrliche Christengemeinden, worauf er Japan verließ, um neue Ordensgenossen aus der Gesellschaft Jesu für dieses große Arbeitsfeld auszusuchen. Das von dem Apostel Japans begonnene Bekehrungswerk wurde eifrig und mit außerordentlichem Erfolge von den Ordensgeroffen des Heiligen fortgesetzt. Selbst Fürsten und japanische Gelehrte ließen sich taufen und die Kaiser waren der christlichen Religion günstig gesinnt. Fast über das ganze große Inselreich war das Christentum verbreitet; in manchem Jahre wurden 30—40.000 Heiden getauft. Es hatte den Anschein, als ob Japan binnen kurzem ein christliches Reich sein würde. Doch das konnte der Widersacher nicht vertragen und er fand in den heidnischen Götzpriestern, Bonzen genannt, sowie an holländischen, spanischen und portugiesischen Judasseele, die, um Handelsvorteile zu erjagen, dem Christentum die größten Wunden schlugen, geeignete Werkzeuge.

Im Jahre 1582 bemächtigte sich der Herrschaft des Mikadoreiches ein Emporkömmling namens Taikosama, der die Reihe der japanischen Christenverfolger eröffnete; denn das Christentum stand sowohl seiner Selbstvergötterung als seiner Unfittlichkeit hindernd im Wege. Als sich christliche Frauen den heidnischen Sitten des Kaisers widersetzten und ein gestrandeter spanischer Pilot mit den abenteuerlichsten Drohungen gegen den Kaiser die Herausgabe seiner Schiffladung erpressen wollte, schäumte der Haß des stolzen Kaisers auf, sodaß er nun die blutigsten Verfolgungsedikte erließ. Zunächst sollte an den Missionären ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden. Unter den zum Tode Verurteilten befanden sich 9 Franziskaner, 3 Jesuiten und 17 christliche Japaner, denen Nase und Ohren verstümmelt wurden, worauf sie unter vielem Schimpf nach Nagasaki überführt und auf einem Berge am Kreuze den Martertod erlitten. Der schimpfliche Aufzug sollte die Standhaftigkeit der Christen erschüttern, aber der Heldenmut der Martyrer, darunter 3 Knaben im Alter von 12 und 15 Jahren, und ihre unerschrockene Predigt vom Kreuze herab, bewirkte zahlreiche Bekehrungen. Drei Tage und Nächte lang lobten und priesen diese ersten Blutzengen Japans, am Kreuze hängend, Gott und ermunterten einander zur Standhaftigkeit im Leiden, bis grausame Lanzenstiche ihr heldenmütiges Opfer am 5. Feber 1597 vollendeten. Papst Urban VIII. erklärte diese 26 christlichen Helden als selig und Pius IX. nahm 1862 ihre Heiligsprechung in Gegenwart von 200 Bischöfen des Erzkreises vor.

Das Martyrium dieser 26 ersten japanischen Blutzengen leitete eine dreihundertjährige

Christenverfolgung ein. Tausende und Aber-tausende frommer Christen erlitten Jahr für Jahr in dieser Schreckenszeit den entsetzlichen Martertod, oder wurden in wilde Gegenden verbannt. In ganzen Scharen wurden katholische Christen grausam hingewürgt oder lebendig verbrannt, enthauptet oder gekreuzigt. Als trotz dieser Peinen nur sehr wenige vom Christentum abfielen, vielmehr Tausende Heiden sich taufen ließen, ersann man neue furchtbare Qualen, indem man an den Christen den schmerzlichen Schwedentrunn vornahm, andere kopfabwärts kreuzigte, auf die Folter spannte oder bei langsamem Feuer röstete. Während ist es aber zu hören, wie selbst mehrere Kinder von 6 und 7 Jahren freudig die Martern ertrugen. Ihren Höhepunkt erreichte die Verfolgung im Jahre 1622. Am 10. Sept. 1622 litten 23 Ordensleute und 32 Christen auf dem „heiligen Berge“ zu Nagasaki den Tod für Christus durch langsames Feuer oder das Schwert. Eine Greisin von 80 Jahren, Lucia de Freitas, teilte den Feuer-tod, während Mütter mit ihren Kindern von 3 bis 12 Jahren durch das Schwert hingerichtet wurden. Zum Staunen der 30.000 Heiden, die dem furchtbaren Schauspiele anwohnten, erscholl aus den Flammenwirbeln Psalmengesang und lautes Gebet und die Verkündigung des Wortes Gottes. Besonders heldenmütig zeigten sich die Jesuiten und Dominikaner, die bis auf den letzten Mann auf ihrem Posten ausharrten und zu hunderten den Martertod erduldeten. Nach mehr als 25-jähriger Verfolgung zählte man noch immer 600.000 Christen in Japan. Die teuflische Wut der Verfolger ersann daher noch andere Peinen: Man tauchte die Christen langsam in heiße Schwefelquellen, ließ sie auf glühenden Kohlen knien, sägte ihnen nach und nach alle Glieder ab und zog ihnen die Haut bei lebendigem Leibe ab. Mütter mußten den Martertod ihrer Kinder, Gatten den ihrer Frauen ansehen, wobei man den Gemarterten das Versprechen gab, sofort die Qualen einzustellen, wenn sie dem christlichen Glauben entsagten. Allein die meisten blieben treu und Schwache kehrten reumütig zurück und sühnten ihren Absall durch den Martertod. Trotzdem es allen Missionären bei Todesstrafe verboten war, den Boden Japans zu betreten, und außer den protestantischen Holländern, die vielfach ihren Glauben feige verleugneten oder die Kaiser gar gegen die Christen hetzten, kein Europäer sich in Japan aufhalten durfte, erhielt sich doch das Christentum fast wunderbar in Japan bis zur Wiederkehr der Missionäre im Jahre 1857.

Bezeichnend sind die Fragen, durch welche sich die vielfach noch in größerer Anzahl beisammen wohnenden Christen Gewißheit verschafften, ob die Missionäre Sendboten der wahren Kirche seien; sie fragten die Missionäre, ob sie den Zölibat (Ehelosigkeit) beobachteten, dem Papste gehorchten und die seligste Jungfrau verehrten. Unter dem Einsichreiten der Gesandten endete erst 1873

eine der blutigsten Episoden der Kirchengeschichte voll leuchtender Beispiele der schönsten christlichen Tugenden und des erhabensten Opfermutes. Durch Papst Pius IX. erfolgte 1867 die Seligsprechung von 205 der hervorragendsten japanischen Blutzengen.

Wie muß der Glaube beschaffen sein?

Ueber dem Grabe der Apostelfürsten im St. Petersdome erheben sich vier mächtige Pfeiler, welche wie in eine Krone auslaufen und mit dem Kreuze gekrönt werden. Diese sogenannte Confessio d. h. Bekenntnis verfinnbildet uns den echten und wahren Glauben eines katholischen Christen, der auch wie von vier unerschütterlichen Säulen getragen und vom offenen Bekenntnis gekrönt werden muß. Diesen vier Grundpfeilern entsprechend muß der katholische Glaube allgemein, fest, standhaft und lebendig sein. Nur ein so beschaffener Glaube ruht fest auf dem Felsen Petri und wird des Sohnes des Gekreuzigten teilhaftig werden.

Allgemein ist unser Glaube, wenn wir nicht bloß einiges, sondern alles glauben, was uns die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Wer nur eine einzige Lehre der katholischen Kirche nicht glaubt, dessen Glaube ist wertlos. Wie eine Glocke den Klang verliert, wenn in ihr ein einziger Sprung sich findet, wie das schönste Konzert durch das falsche Spiel eines einzigen Musikers verdorben wird, und wie ein Wanderer nicht an sein Ziel kommt, wenn er nur einmal einen falschen Weg einschlägt, so wird ein Glaube, der auch nur eine Lehre Jesu Christi und seiner Kirche ausschließt, zum zerbrochenen Geschirr, in dem das „Wasser des Lebens,“ wie Christus seine himmlische Lehre nennt, sich nicht halten kann. Damit unser Glaube allgemein sei, ist es aber nicht notwendig, daß wir im einzelnen wissen, was die Kirche alles zu glauben vorstellt, und dieses alles ausdrücklich zu glauben. Es genügt, daß wir im allgemeinen überhaupt alles glauben, was die Kirche als Glaubenssatz lehrt. Was bloß fromme Meinung einzelner Gottesgelehrter oder Kirchenlehrer ist, das zu glauben ist man solange nicht verpflichtet, als die Kirche diesbezüglich keine Entscheidung trifft.

In dem großen arianischen Glaubensstreite des 4. Jahrh. bezüglich der Gottheit Christi handelte es sich nur um einen Buchstaben, ein griechisches jota, wodurch das Wort homoufius (wesensgleich) in homoiufius (wesensähnlich) verwandelt wurde. Viele Bischöfe ließen sich durch diese unscheinbare Täuschung der Arianer vom wahren katholischen Glauben abbringen. Als nun der Statthalter Modestus im Namen des irrgläubigen Kaisers Valens den hl. Bischof Basilus bat, nur in einem einzigen Stücke vom katholischen Glauben abzulassen, nur ein Wörtchen, ja nur einen Buchstaben zu ändern, und ihm mit der Ungnade des Kaisers und schwerer Strafen drohte, da antwortete der Heilige: „Was die Kirche lehrt, das hat

sie von Gott empfangen; mit Gut und Blut stehe ich für diese Lehre ein. Auch nicht ein Wort, nicht eine Silbe lasse ich aus dieser Lehre hinwegnehmen.“ Wüchsten alle Katholiken von dieser Gesinnung und diesem allumfassenden Glauben erfüllt sein!

Neues vom Tage.

— **Kunstschätze in einem Keller.** In Dublin (Irland) hat kürzlich die Entdeckung von fünf Bildern alter Meister, die ganze 150 Jahre verschwunden waren, in einem Keller der „Royal Hibernian Academy of Arts“ großes Interesse erregt. Obgleich sich diese wertvollen Gemälde in einem beklagenswerten Zustande befanden, hoffte der Präsident, Sir Thomas Crem, doch, daß sie restauriert werden könnten; glücklicherweise hat sich diese Ansicht völlig bestätigt. Geschickte Restauratoren haben vier große Werke von Luca Giordano (1632—1705) gereinigt und mit Leinwand unterlegt. Hervorragende Künstler, die diese Bilder sahen, erklärten, daß sie den Maler von seiner besten Seite zeigen, da die Farbgebung wunderbar leuchtend und die Gestalten mit außerordentlicher Kunst ausgeführt seien. Die Bilder stellen folgendes dar: Helenas Abfahrt von Griechenland, Simion bricht seine Fesseln, Thamar und Amnon, und Herkules und der Zentaur Nessus. Das fünfte Bild ist Bassanos: Christus vertreibt die Wechslers aus dem Tempel.

— **Das Räckchen des Papstes.** Die Audienzen, die Pius X. mit so großer Bereitwilligkeit allen bewilligt, die darum bitten, geben oft, so schreibt ein römisches Blatt, zu hübschen Vorfällen Anlaß, bei denen die Güte und vertrauliche Schlichtheit des Papstes zum Ausdruck kommen. Vor einigen Tagen empfing Pius X. eine sehr vornehme Dame des Piemonteser Adels, die Witwe eines Senators des Königreiches, der auch Minister war. Diese Dame hatte sich, mit einem weißen „zuchetto“, einem Räckchen von höchster Feinheit versehen, zum Vatikan begeben. Pius X. empfing die Marchesa mit ausgesuchter Freundlichkeit. Er ließ sie Platz nehmen und erkundigte sich nach dem Ergehen ihrer ganzen Familie. Als die Audienz beendet schien, erhob sich die Marchesa, um sich zu verabschieden, und der Papst reichte ihr die Hand zum Kusse. Da raffte die Besucherin ihren ganzen Mut zusammen und sagte: „Heiliger Vater, vor meinem Fortgehen habe ich Sie noch um eine große Gunst zu bitten.“ „Um welche, meine Tochter?“ „Wollen Sie einwilligen, dieses „zuchetto“ hier“ — dabei zeigte sie ihr kleines Räckchen aus feiner Seide — „mit dem zu vertauschen, das Sie tragen?“ Der Papst sah sie an, lächelt und sagte: „Der Austausch ist unmöglich, Marchesa, sehen Sie nur“ — und dabei griff er an das Räckchen von grober Wolle, das er gewöhnlich trägt und das den ganzen Kopf bis zur Stirn bedeckt. „Wenn Sie mir ein ähnliches Räckchen bringen, wie dieses hier, Marchesa, dann — aber nur dann können wir den vorgeschlagenen Tausch

vornehmen.“ Obgleich die Marchesa enttäuscht war, nahm sie den Papst doch beim Wort. Sie steckte ihr luxuriöses „zuchetto“ wieder ein und sagte: „Heiliger Vater, ich habe Ihr Versprechen; ich werde mit einem wollenen Räckchen wiederkommen und Ihre Heiligkeit wird mir nicht mehr die Gunst versagen können, um die ich bitte.“ Pius X. lächelte, versprach von neuem und begleitete seine Besucherin bis an die Tür.

— **Die letzte Enkelin Andreas Hosers,** Fräulein Adele Edle v. Hoser ist Donnerstag, den 14. Jänner l. J. in ihrer Wohnung, Wien, 7. Bez., Lindengasse 14, im 63. Lebensjahre gestorben. Die Verbliebene war die letzte Tochter von sieben Kindern des einzigen Sohnes Hosers, Johann v. Hoser, welcher im Jahre 1820 vom Kaiser Franz I. in den Adelstand erhoben und welchem zu seiner und seiner Familie Substanz der Tabak-Großverlag am Neubau verliehen wurde. Diesen führte Johann v. Hoser bis zu seinem im Jahre 1851 erfolgten Ableben, wonach dessen Weiterführung auf seine Witwe überging. Später wurde der Familie statt des Verlages eine Rente von 4000 Gulden zugewiesen, die aber derart belastet war, daß Fräulein v. Hoser in den dürftigsten Verhältnissen lebte. Im September 1859 wurde Fräulein v. Hoser anlässlich der Einweihung der Andreas Hoser-Kapelle in St. Leonhard im Passeiertal dem Kaiser vorgestellt und betrat bei diesem Anlaß das erstemal den Boden Tirols.

— **Wie man unsterblich wird.** In einem ruhigen Städtchen in Zentral-Rußland soll sich nachstehendes wirklich ereignet haben. Der Kaufmann Skurow, der durch Teellieferungen reich geworden war, wurde vom Ehrgeiz gepackt und wollte seinen Namen unsterblich machen. Er kam auf den Gedanken, ein Hospital zu errichten, das seinen Namen trägt. Er widmete hiezu 20 000 Rubel. Der Stadtrat nahm diesen Betrag an und war mit der Widmung einverstanden. Bald wurde der Bau begonnen und bald waren auch die 20 000 Rubel verschwunden und der Stadtrat kam mit der Vorstellung zu dem Kaufmann, daß er zur Fertigstellung des Hauses noch einen Betrag widmen möchte. Herr Skurow gab nochmals 20 000 Rubel. Nun konnte man die Dachbalken legen und die Bürger bewunderten das werdende Spital. Aber die Rubel „verdampften“ mit zauberhafter Geschwindigkeit und als die Dachziegel gelegt werden sollten, war keine Kopeke mehr vorhanden. Der Kaufmann tobte, gab aber schließlich, um sein Werk zu krönen, noch 10 000 Rubel. Das Dach wurde gedeckt, aber für die Einrichtung blieb nichts mehr übrig. Nun ließ der Kaufmann nicht mehr mit sich reden. Der Stadtrat trat zusammen und sprach dem „schmutzigen Krämer“ seine tiefste Entrüstung aus. Man überlegte, was aus dem Gebäude zu machen sei. Mit dem Spital war es vorbei und nach mancherlei Beratungen wurde aus dem Gebäude ein Zuchthaus: „Skurow-Zuchthaus“ gemacht. Herr Skurow hat nun seine Unsterblichkeit.

Lob aus Kindermund.

Als der große Bildhauer Johann Heinrich Dannecker in Stuttgart seine Christus-Statue vollendet hatte, ward ihm von Laien und Künstlern viel Lobendes gesagt. Von dem allen ergriff ihn aber nichts so sehr, als die Worte eines fünfjährigen Mädchens, das in Begleitung der Mutter das Atelier kaum betreten hatte, als es auch sogleich auf die Statue zulief und dieselbe mit seinen Armen umfassend sein tägliches Gebet hersagend mit rührendem Ausdrucke flehte: „Herr Jesu Christ — Der du bist — Aller Kindlein Schirm und Hort; — Schenk auch mir dein Gnadenwort.“ Dannecker stürzte auf die kleine Beterin zu und küßte ihr unter strömenden Tränen unzählige Male Stirn und Haar. „Das Lob keines Kunstkritikers,“ so hat er oft und ernst seinen Freunden versichert, „hätte mir jemals eine so große Genugthuung geben können, als die fromme, einfältige Andacht dieses Kindes.“

Ein Feind des Papstes.

Der französische Schriftsteller Edmund About war von Geburt Israelit und war der Verfasser der berühmten Broschüre „Die römische Frage“, die er über Auftrag Napoleons III. geschrieben hatte. Napoleon hatte ihn nach Rom gesandt, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, die öffentliche Meinung vorzubereiten und den Verschwörern die Beraubung des Papstes der Welt mundgerecht zu machen. Der jüdische Schriftsteller gabelte vereinzelte Vorfälle auf und trug einen Berg von Lügen und Entstellungen zusammen, um zu beweisen, daß die päpstliche Herrschaft unfähig sei zum Regieren, dagegen die Liberalen der ewigen Stadt Glück und Wohlstand bringen werden. So wurde durch Napoleon die Beraubung des Papstes angeregt und die Folgen blieben nicht aus. Edmund About starb im Jahre 1885 verlassen von der Welt in einem Zustand voll Kummer und Sorge über die Aussicht eines Kriminalprozesses. Wie es Napoleon erging, ist allgemein bekannt; bei Sedan brach sein Kaiserreich in Trümmer.

Der höhrende Metzger.

In einem Orte Italiens ging ein Metzger auf ein Landgut um Stechvieh einzuhandeln. Als er mit dem Bauer in den Stall trat,

und ein wenige Tage altes Saugkalb sah, das krank war, sagte er höhnlisch, man müsse zum Pfarrer schicken, daß er ihm die Seele aussege. Der Bauer antwortete nichts sondern schloß mit ihm den Handel ab, wozu jener gekommen war und entließ ihn. Als der Metzger auf dem Heimwege bei der Pfarrwohnung vorbei ging, klopfte er an das Tor und sagte, in dem Hause des Landmanns befindet sich ein Todkranker. Der Seelsorger begab sich sofort an Ort und Stelle und fand das kranke Kalb. Der Metzger kam nach Hause; es wurde ihm

Und es glitzten und blitzten die Steine, die Ketten,
Doch der Demant des Herzens ging verloren.
Zur Rose wollt' werden das Beilchen im Tale
Und reckte und streckte sich aus dem Schatten
Und ließ sich küssen vom brennenden Strahle —
Nun weinen ums Beilchen die trauernden Matten.
Aug. Schiffmacher.

Das kann jeder sagen

Kardinal Schwarzenberg machte einmal eine Bergpartie in Begleitung des Hofkaplans. Die beiden Herren wurden von der Nacht überrascht und versuchten nun in einer Sennhütte Unterkunft zu finden. Es wurde an die versperrte Türe geklopft und um Einlaß gebeten. Eine jugendliche Sennerin, die sich allein darin befand, antwortete ohne die Türe zu öffnen: „Ich bin ganz allein; es ist überdies schon dunkel und so spät bekommt niemand mehr Einlaß. Zudem seid Ihr Männer, wie ich an Eurer Stimme merke; es schickt sich nicht für mich, Euch über Nacht zu behalten.“ Als die Einlaß begehrenden Herren wiederum um Herberge baten, frug das Mädchen: „Wer seid Ihr denn?“ — Der Kardinal gab zur Antwort: „Ich bin Bischof!“ — Die Sennerin erwiderte: „Ja, ja! Ich bin Bischof, das kann jeder sagen!“ Die wiederholte Versicherung und das neuerliche Ansuchen um Einlaß fand kein Gehör und es blieb den hohen Herren nichts übrig, als bei einer andern Hütte Unterkunft zu suchen. Der Erzbischof empfand über das wackere Benehmen dieses Mädchens und ihre Vorsicht solche Freude, daß er derselben von Salzburg aus ein Gebetbuch zum Geschenke machte, und man kann sich die Ueberraschung der Sennerin denken, als sie die Versicherung erhielt, daß wirklich ein Bischof um Herberge gebeten.



Gretchen.

unwohl und am andern Tage war der rüstige Mann eine Leiche.

Gretchen.

Im Gold, in den Perlen und Funkegesteinen,
Welch lockender Zauber lauert darinnen,
Umschmeichelnd, bestrickend, wer sollt' es nur
meinen,
Der zücht'gsten Fraue träumendes Sinnen.
Sie schmückt sich und schauert — und lächelt:
„Ich wette,
Nun wähnt mich Jedermann hochgeboren!“ —

Das Vater unser.

In B., unweit München, steht ein Klosterlein, welches an kalten Wintertagen von armen, hungernden Leuten beständig umlagert ist, denn die guten Klosterfrauen haben ein gar mitleidiges Herz und teilen ihre wenige Habe gerne mit den Armen, die so innig an der Woforte um Brot flehen. Die gute Schwester Pfortnerin, welche Brot und warme Suppe ausstellte, verlangte von jedem, der des Klosterchens Mildthätigkeit in Anspruch nahm, eine kleine Gegengabe, die jeder, auch der

Vermste, geben konnte; sie pflegte jeden um ein Vaterunser zu bitten. Eines Tages — es herrschte grimmige Kälte — kam ein armer Handwerksbursche, der so erfroren ausah, daß die gute Schwester beim Anblicke desselben zu Tränen gerührt wurde. Der Arme, welcher vor Frost zitterte wie Espenlaub und mit den Zähnen klapperte wie des Müllers Wasserrad, bat mit gar flehentlichster Stimme um ein Schüsselchen warmer Suppe. „Bitt' um ein Vaterunser“, sprach die Schwester in freudlichem Tone zum emporgeschobenen Fensterchen heraus. — Aengstlich wie ein Schulbube, den der Lehrer ums Einmaleins ausfragt und der es nicht weiß, blickte der Handwerksbursche die fromme Schwester an. Sein von Frost gerötetes Gesicht wurde um ein Merkliches bleicher. Trotzdem er droben in seinem Gedächtnis alles durchstöberte, wollte ihm gar nicht mehr einfallen, wie das Vaterunser heißen habe. Gehört hatte er schon lange keines mehr und selbst gebetet erst recht nicht. Dann in den Gesellschaften, wo er bisher weilte, ward der alte Glaube abgeschafft, und Gott und der Himmel gehörte nur den alten Weibern. Kein Wunder, wenn der junge Bursche an seinem Glauben Schiffbruch gelitten. Beschämt stand er nun vor der frommen Schwester. Schon kicherten hinten am Armenisch ein paar alte Frauen ob der großen Verlegenheit des Armen. „Das ist ein Jud oder Hottentot“, flüsterte eine der andern ins Ohr, „weil er das Vaterunser nicht einmal kann.“ — Die Armenschwester bemerkte das mit einem Blick, den sie in das Gesicht und die beschämt niedergeschlagenen Augen des vor dem Fensterchen Stehenden warf. „Ach Gott“, seufzte sie, „bei dem ist's drinnen auch kalt. Komm' mein Lieber,“ sprach sie dann mit herzwinnender Stimme, „wir wollen mit einander beten.“ Die fromme Schwester faltete nun, nachdem sie das Kreuzzeichen gemacht, andächtig die Hände und betete mit solcher Andacht das Gebet des Herrn, als ob der liebe Herr und Heiland in Gestalt des armen Bettlers vor ihr stünde. Dem armen Menschen aber wurde es da drinnen unter dem fadenscheinigen Wams ganz eigen zu Mute. Er glaubte die gleichen Töne zu vernahmen, mit denen seine selige Mutter ihn das Gebet des Herrn gelehrt. Er sah sich wieder als Knabe daheim im Stübchen, wo er so oft mit der Mutter betete, oder in der Kirche vor dem Altare. — Die Schwester hatte bemerkt, was im Innern des Armen vorgegangen. Sie gab ihm ein extra großes Schüsselchen warmer Suppe und ein Stücklein Brot auf den Weg noch obendrein. Als der Handwerksbursche ein gar inniges „Vergelt's Gott“ zum Fensterchen hineinrief, da sprach die fromme Schwester

mit tränenfeuchten Augen: „Mein lieber Mann, ich bitte Sie, beten Sie täglich ein Vaterunser.“ Der Arme versprach es zu tun, und als er das Klosterlein verlassen und auf der hartgefrorenen Landstraße dahinwanderte, gedachte er des Versprechens, das er der frommen Klosterfrau gegeben, und gar manches Vaterunser kam nun wieder über seine Lippen. — Gegen seine Hoffnung fand er in der großen Stadt Arbeit, und an einem Sonntag da kniete in der schönen Antoniuskirche ein junger, sauber gekleideter Mensch vor dem Beichtstuhl und klagte dem darin sitzenden Vater all sein Seelenelend, und wäre die gute Schwester von B er Klosterlein

mälde. Er sagte, das Bild sähe jedem eher, als ihm selber ähnlich. Dem Maler ärgert dies, so daß er das Bild zurücknahm, und dem Kaufmanne zu verstehen gab, er solle sich malen lassen, wo und von wem es ihm beliebt. Der Künstler ging nach Hause, malte auf den zum Sprechen ähnlichen Kopf des Bildes eine mit großen Knöpfen versehene Narrenkappe, und stellte nun dasselbe auf einem öffentlichen Plage zum Verkaufe aus. Augenblicklich versammelte sich eine Menge neugieriger Leute, und jedermann erkannte mit lautem Gelächter den reichen Geizhals. Kaum hatte dieser davon gehört, so ging er vor Gericht und verklagte den Maler, daß er sein Bild so besudelt und dadurch ihn beschimpft habe. Der Maler erklärte bei der Verhandlung, der Kaufmann habe vor Zeugen die Aussage gemacht, daß das erwähnte Bild ihm nicht ähnlich sei. Deshalb stellt das Gemälde nicht ihn, sondern einen Narren vor, den er malen kann, wie er will. Der Richter gab dem Künstler recht; der Geizhals mußte die Kosten zahlen und weil er nicht weiter dem Spotte wollte preisgegeben sein, mußte er das Bild um einen sehr hohen Preis an sich bringen.

Mit Kleinem fängt man an.

Wer in der Jugend kleine Fehler begeht und diese nicht ablegt, kommt in Gefahr, in größere zu verfallen, und der Weg zum Verbrechertum ist leicht geebnet. So ging es auch Ludwig Dominique Cartouche, der als Sohn eines reichen Binders in Paris 1693 geboren wurde. Schon in frühester Jugend bekundete er den Hang zum Stehlen; es verging fast kein Tag, wo er nicht seiner Mutter Lederbissen stahl oder Obsthändlern Früchte entwendete. Später wurde Cartouche zum Studium alter Sprachen in die Schule geschickt. Dort stahl er Federn, Papier und andere Sachen, später Geld. Sein Vater, der von der schlechten Aufführung seines Sohnes gehört hatte, wollte ihn in eine Besserungsanstalt bringen. Als der Wagen vor der Anstalt hielt, stieg sein Vater zuerst aus

und da der junge Cartouche nun merkte, um was es sich handle, wußte er unbemerkt, als der Vater mit dem Torschließer sich kurze Zeit unterhielt, zu entkommen und kehrte nicht wieder in das väterliche Haus zurück. Er bildete eine kleine Bande von Gaunern und begann bald eine Verbrecherlaufbahn, wurde aber schließlich von seinen eigenen Leuten verraten und ausgeliefert. Auf dem Schaffote endete der Missetäter sein verfehltes Leben.



Se. Excellenz Dr. Emanuel Joh. Schöbel, Bischof von Leitmeritz.
(Siehe Rundschau.)

dagewesen, sie hätte geweint vor Freude, da sie durch ein einziges Vaterunser ein verirrtes Schäfflein dem guten Hirten wieder zugeführt.

Er machte sich lächerlich.

In Amsterdam fiel es einem reichen, aber geizigen Kaufmanne ein, sich malen zu lassen. Es wurde ein Künstler gerufen und der Preis des Gemäldes, wenn es gut getroffen wäre, zu zwölf Dukaten festgesetzt. Nach einigen Wochen war das Bild vollendet und dem Abgebildeten ganz ähnlich. Auch dem Geizhalse gefiel es; weil ihm aber doch die Goldstücke leid taten, so suchte er seine Freude zu verbergen und tadelte allerlei an dem Ge-

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Rom. Die von Leo XIII. ernannten Kardinalen lassen diesem Papste ein Grabmal in der Laterankirche errichten, das den Papst in sitzender Stellung darstellt und in drei Jahren vollendet sein wird. — Am 19. März wird die Enthüllung des internationalen Arbeiterdenkmals für Leo XIII. erfolgen; am 20. März wird Pius X. die Arbeiterpilgerzüge in spezieller Audienz empfangen. — Ueber den Tod Leo XIII. sind über 12.000 Artikel in den Zeitungen erschienen. Möge sein Andenken allezeit in seinen Schriften und in den Herzen der christlichen Arbeiter fortleben! — Pius X. hat an den Wiener Kardinal Fürsterzbischof Gruscha ein Schreiben gerichtet, worin er mahnt, „alles in Christo zu erneuern“ und bezüglich des Verhältnisses von Kirche und Staat schreibt: „Alle sollen das Vaterland lieben, aber zugleich eingedenk sein, daß nichts wirksamer zum Wohle des Vaterlandes beitrage als die Religion Christi, wenn sie heilig und unversehrt gehalten wird.“

Verschiedenes. Am 11. Febr. l. J. vollendet Se. Exzellenz der hochw. Dr. Emanuel Johann Schöbel in Leitmeritz sein 80. Lebensjahr, wozu wir dem greisen, aber noch immer rüstigen und rastlosen Oberhirten die besten Glückwünsche im Verein mit dem Alerus und allen kath. Laien entgegenbringen. (S. Bildnis!) — Am 6. Juni 1904 geht von Wien eine Jubiläums-Pilgerfahrt nach Lourdes ab. Die Reisekosten samt Verpflegung belaufen sich in der 3. Kl. auf 250 K, 2. Kl. auf 400 K. Anmeldungen sind an Herrn Johann Mechtler, Pfarrer zu St. Florian in Wien V/1 zu richten. — Fürsterzbischof Dr. Kohn soll angeblich demnächst nach Olmütz zurückkehren.

Oesterreich-Ungarn.

Bei einem Wendepunkte scheinen die auf die Spitze getriebenen innerpolitischen Wirrnisse angelangt zu sein: es gibt sich Friedenssehnsucht kund. In den jüngsten Sitzungen der österreichischen Delegation machte sich in den nationalen Lagern ein gemäßigterer Ton geltend. Die Jungtschechen sehen ein, daß sie mit ihrer heillosen Obstruktion im Parlamente nicht zum Ziele kommen und wünschen sich nun Brücken zu einem geordneten Rückzug, eine solche Ausgestaltung der Prager tschechischen Universität, daß die Ueberfülle deren Professorenmaterials gegebenenfalls sofort zur Etablierung der verlangten, jetzt aber nicht erreichbaren tschechischen Universität in Mähren hinreichen würde. Es werden wieder Verständigungsversuche in Böhmen allmählich vorbereitet, in Mähren sind solche schon in bestem Gange. Beim Cercle anlässlich des „Ballés bei Hofe“ am 26. Jänner sprach der Kaiser, — welcher jüngst dem jungtschechischen Del. Dr. Aramark bemerkte: „Sie wollen aber immer mehr haben“, — mit mehreren Parlamentariern über die Notwendigkeit der Versöhnung und geordneter Zustände; in einem Gespräche mit dem Abg. Dr. Zádler äußerte der Monarch: „... Heutzutage will aber niemand mehr folgen“ und auf einen Einwurf des Dr. Zádler weiter: „Ja, das gleiche Recht! Das ist's ja eben, daß die beiden Parteien nicht das Gleiche haben wollen! Die Deutschen wollen mehr als die Tschechen und die Tschechen mehr als die Deutschen.“

In Ungarn hatte letzter Zeit das Häuflein Obstruktionisten Zuzug bekommen und u. a. Abg. Ugron sich massige Ausfälle gegen Oesterreich und Habsburg erlaubt. Der Ministerpräsident Tisza, welcher seit 3 Monaten vergeblich die Obstruktion durch die bedauerlichen Errun-

genenschaften zur Durchbrechung der Einheitlichkeit und zur teilweisen Magharisierung des Heeres zähmen wollte, war am 27. Jänner beim Kaiser und hat am folgenden Tage im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt: Die Regierung habe gegenüber jeder Aufgabe von vorn herein die Gutheißung der Krone, wolle aber die äußersten Mittel nur bei un-



Kaiserin von Japan.

bedingter Notwendigkeit anwenden (Auflösung des Hauses, Wahländerung n?); er bitte, die Obstruktion wenigstens bis zur Wiedereinberufung der ungar. Delegation nach Wien auszuschalten, um endlich die Rekrutenvorlage zu erledigen, dann wolle er sich eventuell wieder mit ihr messen. Es fragt sich, ob diese Bitten und Androhungen Erfolg haben



Kaiser von Japan.

— In Egerszeg gab es wegen verweigerter Einrückung der Reservisten (anstelle der Rekruten) arge Exzesse. — Der jüdische Kossuthianer Abg. Pichler ist am 27. Jänner plötzlich gestorben.

Verschiedenes. In Aulm verschied die Reichsgräfin-Witwe Rosina von Westphalen eines wirklich erbaulichen Todes; ein beispieldvoller

christlicher Lebenswandel und Wohltätigkeit für Kirchen und Arme haben die hohe Frau ausgezeichnet. — In Deutschtirol hatte der zwischen den beiden katholischen Parteien geschlossene politische Friede leider keinen Bestand. — Wien verlangt, da es hauptsächlich nur von Ungarn und Galizien, von anderen österreichischen Kronländern aber fast gar keine Schlachtvieh-Zufuhr und diese überhaupt nur in unzureichender Menge erhält, überseeische oder fremdländische Fleischzufuhr. — In Karlsbad hat der Postbeamte Schöniger aus Espentor 200.000 K, in Warnsdorf der Postbeamte Rother aus Reichwiesen bei Freitalbau über 600 K defraudiert; beide sind geflohen. — Abg. Dr. Verschatta-Graz hat wegen Mißthätigkeiten die Obmannstelle in der zu bunt zusammengewürfelten „Deutschen Volkspartei“ niedergelegt.

Deutschland.

Kaiser Wilhelm vollendete am 27. Jänner sein 45. Lebensjahr; anlässlich seines Geburtstages war er diesmal wegen der Genesung von der seinerzeitigen Halsoperation besonders reich allseits mit Glückwünschen bedacht worden. Der greise sächsische König Georg war auch sein Gast; letzterer ist aber wegen Krankheit (beginnende Verkalkung der Herzgefäße) alsbald zurückgereist und hat auch seine sonstigen Reiseabsichten aufgegeben. Der Reichstag und preuß. Landtag haben ihn ebenfalls beglückwünscht.

In Grimmitzschau, wo die Sozialdemokratie am 19. Jänner den überlangen Streik total vergeblich aufgeben mußte, ist am vorigen Montag die Bigognespinnerei Gebrüder Hofmann niedergebrannt. — In Berlin finden am 4. März 2 große Katholikenversammlungen (Friedrichshainer Brauerei und Stechert'sche Prachtsäle) statt. — Die Konfiskation des Münchener Schmutzblattes „Simplizissimus“, welches mit der „Jugend“ das unästhetischste „Witz“-blatt bildet, rief in der bairischen Kammer eine heftige Debatte hervor, bei der die unterlegenen sozialistischen Verteidiger der Schundschriften wenigstens durch Bitate daraus die Wiedergabe der anstößigsten Stellen immunisieren wollten. Mit solcher Schweinererei wollen die Roten den Arbeitern nützen! — In Pirna und Chemnitz gab es letzter Zeit mehrere blutige Offiziers-Duelle wegen Unästhetik, welche an die vielbesprochenen Vorkommnisse „in einer kleinen Garnison“ (Forbach) erinnern. — In Darmstadt kam es durch den Genuß verdorbener Bohnen aus einer Kochschule zu einer Massenvergiftung, bei der schon 3 Todesfälle unterliefen.

In Südwestafrika herrscht im deutschen Kolonialgebiete seit kurzem ein blutiger Aufstand der Hereros; diese Neger scheinen durch eende Auswucherung seitens jüdischer und sonstiger Krämer und Kolonisten zum Aufruhr gebracht und dabei von englisch-portugiesischer Seite privat unterstützt worden zu sein. Die deutschen Besatzungen dortselbst dürften sich auf die Dauer nicht halten können, weshalb die Reichsregierung einen Kriegsdampfer mit Hilfstruppen entsandte. Zahlreich melden sich Freiwillige zur Expedition. Viele Farmen etc. sind von den Negern niedergebrannt, Kolonisten massakriert worden. Warum hat man die Neger nicht besser behandeln lassen und die Missionen nicht wirksamer unterstützt?

Frankeich.

Eine Abstofung der Elsäßer und Lothringer scheint der Minister Combes in seinem Kirchensasse ungewollt herbeigeführt zu haben; er hat den aus den deutschen Reichsländern zu einer Versammlung nach Lunéville gekommenen Reichstagsabgeordneten Delsor

polizeilich schände ausgewiesen. Durch diesen Streich erbitterte Combes aber einen großen Teil Frankreichs, besonders die Nationalisten und Monarchisten, da man in Frankreich die Elsäßer trotz 1871 noch immer wie zu Frankreich gehörig ansieht: die Katholiken in Elsaß Potbringen aber dürften nun ihre protektionistische Gesinnung gegen Deutschland aufgeben, da sie in Frankreich doch nur intolerante freimaurerische Katholikenverfolgung sehen. In der hierüber in der Kammer erfolgten Debatte ging es scharf her. Combes erklärte, Abg. Delsor (ein Geistlicher) sei weder Franzose, noch Deutscher, sondern einfach ein Römer. Gleichwohl erhielt Combes von einer wenn auch sehr geringen Majorität der Kammer für sein Vorgehen die Billigung!

Balkan.

Die mazedonischen Banden rühren sich wieder. Im geheimen werden Rüstungen gemacht, wie die Türken behaupten, mit bulgarischer Hilfe, obgleich Bulgarien dies ableugnet. Es ist nicht unmöglich, daß, wie vorausgesagt, mit eintretendem Frühjahr auch die Bandenkämpfe wieder aufgenommen werden. — Die Türkei hat die Reformen, die ihr von Oesterreich und Rußland aufgetragen wurden, teilweise durchgeführt. Im Gendarmenkorps sind jetzt gegen 1150, also 10 % Christen eingestellt. — In Serbien wogt der geheime Kampf zwischen den Königsmördern und den ihnen feindlich gesinnten Offizieren immer noch auf und ab. Der ehemalige Innenminister Todorow's und der Staatssekretär Petrow'c wurden wegen hoher Defraudationen verhaftet.

Ostasien.

Japan und Rußland scheinen es satt zu haben, noch länger „Noten“ zu wechseln. Der russische Gouverneur von Ostasien, Alexejew, ist schwer erkrankt. Der Kriegseifer ist in Japan noch immer groß; allein Rußland schiebt immer mehr neue Truppen in die Mandchurei. China sucht zwischen den beiden Mächten den Frieden zu vermitteln. Der Aufstand in Korea ist ziemlich niedergedrückt; das neue koreanische Kabinett soll japanfreundlich gesinnt sein. Ob es schließlich trotz aller Friedensmahnungen nicht doch zum Kriege kommt? Unmöglich ist es gerade nicht. Der jetzige Mikado Mutsu-hito, der seit 3. Feber 1868 regiert, die frühere Taikunherrschaft abgeschüttelt und die weltlichen Rechte des Mikado wiederhergestellt, die Christenverfolgungsbefehle aufgehoben, den Sonntag als Ruhetag und den gregorianischen Kalender, sowie viele moderne europäische Einrichtungen in Japan eingeführt hat, ist zwar bemüht, den Krieg hintanzuhalten, allein er ist schließlich auch zu schwach gegenüber dem ungestümen Drängen des Volkes.

Amerika.

Grubenunglück. Eine neue Katastrophe ist dem furchtbaren Theaterbrande in Chicago gefolgt, wo die Untersuchung eben die Leiter und Erbauer des Truquoistheaters verantwortlich erklärte, weil der Bau tatsächlich unvollendet war. Am 25. Jänner sind in der Kohlengrube Harwick Coal Company bei Cheswick nächst Pittsburg durch Gasexplosion und nachfolgenden Einsturz 184 Arbeiter umgekommen. In den modernen Geldrepubliken scheinen den „rückwärtsbollen“ Aufsichtsbehörden Menschenleben gar nichts zu gelten. Bei der Präsidentschafts-Neuwahl in den Vereinigten Staaten am 4. Nov. wird man sich aber wieder von ganz anderen Gesichtspunkten leiten lassen, etwa von dem Antrage Morgan, die neue Republik Panama den Vereinigten Staaten durch Ankauf einzuberleiben, falls dies bis dahin nicht ohnehin schon Tatsache ist. — Auf San

Domingo gibt es fortgesetzt blutige Aufstände.

Norwegen.

Der Brand der Stadt Alesund an der Westküste von Norwegen am 22. und 23. Jänner hat gegen 12.000 Menschen obdachlos gemacht. Dies Unglück bei nordischer Winterkälte ist schrecklich und soll dazu von verbrecherischer Brandstiftung herrühren. Es weckte aber auch allerwärts sofort die dringend nötige Hilfeleistung: rasch wurden Schiffe mit Zelten, Decken und Proviant und viel Geld beigelegt; der deutsche Kaiser beorderte sofort ein Schiff mit Hilfsmitteln und 10.000 Mk. dahin, der Hamburger Senat 10.000 Mk.; viel tat auch Dänemark, Schwedens Königsfamilie, Christiania etc. Die Bürgervertretung verlangt für den Häuserneubau, wobei man im waldbreichen Norwegen sonst meist nur Holz verwendet, feuerfeste Mauern.

Rechtskunde.

Vereinsgesetz.

Um die Abweisung der Statuten zu vermeiden, bestreite man sich einer möglichst bestimmten Ausdrucksweise. Besonders achte man, daß bei nichtpolitischen Vereinen der unpolitische Charakter klar zum Ausdruck komme. Auch die Rechte und Pflichten der Mitglieder lasse man deutlich hervortreten. Ferner dürfen die Statuten nicht die Erfordernisse gültiger Beschlüssen nicht nur der General- oder Vereinsversammlungen, sondern auch des Vereinsausschusses vermissen lassen, wann der Vereinsauschuß, die Hauptversammlung beschlußfähig sind und auf welche Weise diese Körperschaften ihre Beschlüsse fassen. Wenn die Statuten einer anderen Person oder Körperschaft irgend eine Verpflichtung z. B. die Verwaltung des Vereinsvermögens im Falle der Vereinsauflösung auferlegen, so muß auch die Zustimmungserklärung dieser Person oder Körperschaft der Statuten-Eingabe beigegeben werden. Die Satzungen freiwilliger Feuerwehren müssen die nach der Feuerpolizeiordnung erforderliche Bestätigung ihrer Genehmigung durch den Gemeindevorstand enthalten.

Hält die Landesstelle einen Verein seinem Zwecke oder seinen Statuten nach für gesetzwidrig, so muß die Untersagung binnen vier Wochen nach Ueberreichung der Anzeige schriftlich und unter Angabe der Gründe erfolgen. Gegen die Untersagung kann binnen 60 Tagen an das Ministerium des Innern der Rekurs ergriffen werden. Ist binnen vier Wochen nach Einlangen der Statuten bei der Landesstelle keine Untersagung erfolgt, so kann der Verein seine Tätigkeit beginnen, ohne eine Erledigung oder Genehmigung der Statuten durch die Landesbehörde abwarten zu müssen.

Die angeführten Bestimmungen gelten auch bei Statutenänderungen.

(Fortsetzung folgt.)

Gewerbegerichtliche Entscheidungen.

Bei einer Verwechslung der Arbeitsbücher ist der Arbeitsgeber dem dadurch zu Schaden

gekommenen Arbeitnehmer gegenüber ersatzpflichtig.

Gewerbegericht Wien, vom 3. Sept. 1901.

* *

Der Arbeitsgeber, bei dem ein Arbeitsbuch beschädigt (zerrissen) wurde, hat den Arbeitnehmer für den daraus demselben erwachsenen Nachteil zu entschädigen.

Gewerbegericht Wien, vom 9. Okt. 1900.

* *

Wenn im Arbeitsvertrage (Arbeitsordnung) nicht das Gegenteil vorgesehen ist, kann eine Reduktion der Arbeitszeit, bezw. Betriebseinstellung, welche mit Kürzung des vereinbarten Arbeitslohnes verbunden wäre, nicht stattfinden und begründet eine solche einseitige Maßnahme des Arbeitsgebers Ersatzpflicht gegenüber dem Hilfsarbeiter.

Gewerbegericht Reichenberg, 22. Nov. 1901.

Neues vom Tage.

— **Eine edle Stiftung.** V'Abbaye-Feyer heißt eine Veranstaltung, die alljährlich am 17. Jänner in Berlin stattfindet, und die sich allmählich zu einem Feste der Armen (und zugleich der reichgegliederten Armenverwaltung Berlins) ausgebildet hat. Als der als Menschenfreund bekannte, preussische Staatsrat V'Abbaye 1831 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte, übergab er der städtischen Armenverwaltung eine größere Summe, deren Zinsen dazu bestimmt waren, alljährlich an seinem Geburtstage 100 würdige Arme, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und der Religion, zu speisen, und zwar mit seinem Lieblingsgerichte: Erbsen, Bökelfleisch und Sauerkraut. Nach dem 1847 erfolgten Tode V'Abbaye's wurde es Brauch, daß Mitglieder der Berliner Armenverwaltung auf eigene Kosten an dem „Feste der Armen“ teilnahmen. Im heurigen Jahre versammelten sich 168 Gäste mit den 100 Armen in den festlich geschmückten Räumen des Englischen Hauses in der Mohrenstraße. So hat die Feyer eine Bedeutung erlangt, die der edle Stifter wohl kaum geahnt hat. Andere hochherzige Männer und Frauen haben größere Summen gestiftet, um Tränen zu trocknen und Elend zu mildern, aber wenige Vermächtnisse tragen ein so eigenartiges Gepräge, wirken so unmittelbar in ihrer warmherzigen Absicht, wie die Stiftung des Staatsrates V'Abbaye.

— **Ein Rabenbater.** Ein furchtbares Verbrechen ist in der Nähe der russischen Kreisstadt Spowez (Gouvernement Kiew) verübt worden. Ein Wittwer wünschte eine neue Ehe mit einem jungen Mädchen einzugehen; dieses wollte aber von dem Bewerber nichts wissen, da er Vater von drei Kindern im Alter von 6, 4 und 2 Jahren war. Um nun dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen, schaffte der geizhose Mann seine drei Kinder bei 20 Grad Kälte auf das freie Feld hinaus und ließ sie dort allein. Am nächsten Tage fand man die erstarrten Leichen der Kleinen.

Missionswesen.

Aus dem Reiche der Mitte.

Wie wunderbar derjenige, den der greise Simeon prophetisch „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden“ genannt, die Seinen auf dem Wege des Heiles leitet, davon mag nachstehendes Erlebnis des China-Missionärs Pater Erlemann Zeugnis geben, das dieser der Verfasserin des schönen Büchleins „Bis an die Enden der Erde“ tief ergriffen selbst mit folgenden Worten geschildert hat.

„Als ich in dem Distrikt Djitschou wirkte, wurde mir eines Tages von Christen und vom Katechisten in Djitschou ein Mann von 50 Jahren vorgestellt, ein Heide, namens Wang, welcher aus dem benachbarten Dorfe Hojje stammte. Der Mann wollte Christ werden. Befragt, wie er denn auf diesen Gedanken gekommen sei, da in seinem Dorfe sich noch kein einziger Christ befände und noch niemals ein Katechist dort gelehrt habe, erzählte der Mann, er habe einmal nachts geträumt, er befände sich in einem Götzentempel und sähe die Lehmgötzen in Staub und Spinnengewebe gehüllt. Da plötzlich kommt von oben her eine helleuchtende Gestalt und ruft ihm zu: „Kung huo y duen!“ Der Mann verstand diese Worte nicht, denn sie gehören der Büchersprache an. (Diese ist von dem Chinesisch, welches im Lande gesprochen wird, sehr verschieden.) Er dachte über den Sinn der Worte nach; indessen schien es ihm, er sei daheim in seinem Hause und sehe, wie seiner Frau und seinen Kindern die Nasen bluteten (eine in China sehr häufig auftretende Krankheit.) Die Frau ruft dem Manne zu, er möge doch schnell Papier und Weihrauch verbrennen und den Göttern opfern. (Der Chinese schreibt Krankheiten dem Teufel zu und sucht ihn durch solche Mittel zu versöhnen.) Der Mann weigert sich, die Frau besteht darauf; doch er hindert sie daran. Da hört plötzlich das Bluten auf. Nun erwacht der Mann und wird sich klar, daß alles nur ein Traum gewesen. Aber das „Kung huo y duen!“ klingt ihm beständig in den Ohren und am folgenden Tage suchte er den Schulmeister auf und fragt diesen, was wohl die Worte „Kung huo y duen“ besagen möchten. Dieser, ebenfalls ein Heide, zögert mit der Antwort und wünscht zu wissen, woher der Mann das Wort habe. Er antwortet, er habe es gehört, ohne es zu wissen, was es bedeute. „Es heißt,“ antwortet der Lehrer, „erstöre allen Götzendienst! — Aber woher hast Du das Wort?“ Wang entfernt sich mit einer Ausrede, er fürchtet, verspottet zu werden. „Nach einigen Tagen,“ sagt er, „treffe ich Deinen Katechisten Hou und frage auch diesen nach der Bedeutung des Wortes Kung huo y duen! Dieser nun übersetzt es mir gerade so wie unser Schullehrer, aber er erklärt mir zugleich, was es eigentlich mit dem Götzendienst sei und lehrt mich die christliche Religion kennen. Seit diesem Tage nun bin ich Christ und ich bitte Dich, habe Geduld mit meinen Schwachheiten und hilf mir, daß ich ein guter, braver Christ werde.“

Bei diesen Worten liefen die hellen Tränen über die braunen, etwas gefurchten Wangen des sonst kräftigen Mannes. Wir China-Missionäre sind den Chinesen gegenüber keineswegs leichtgläubig und ich bin ihnen gegenüber vielleicht skeptischer als alle anderen. Doch es war unmöglich, an der Wahrheitsliebe des edlen Wang zu zweifeln. Der Lebenswandel dieses prächtigen Mannes hat mir volle Bürgschaft für die Wahrheit seines Berichtes gegeben.

Unser Wang war der angesehenste Mann des ganzen Dorfes; er war auch begütert, besaß schöne Häuser und gegen vier- bis fünfhundert Morgen Land. Seine Familie war sehr groß, sogar sein alter Vater lebte noch und stand schon im 92. Lebensjahre. Er, als der älteste Sohn, hatte den lebensmüden Vater bei seinen Brüdern und Geschwistern und deren Kindern und Kindeskindern zu vertreten. Von jeher war er sehr bemüht gewesen, Ordnung und Frieden in seinem Dorfe zu erhalten oder zu fördern. In der Jugend war er als Fechtmeister ausgebildet worden und verstand sich sehr auf Kraftstücke wie die Soldaten sie vornehmen, besonders galt er als der geschickteste in der Lanzenfechtkunst und wie man sagte, sollten fünf Gegner ihm nicht zuleibe rücken können. Besonders verhaßt waren ihm in seinem Dorfe die Spielhöhlen, wo gewöhnlich der Abschaum der Menschheit sich versammelt. Man erzählte mir, bei seinem bloßen Namen seien die Spieler schon auseinander geflohen. Er hatte nämlich wiederholt solche Banden überrascht, mit einem schweren Steine ihre Spieltische zerschmettert und im Augenblick sahen sich die unsauberen Gesellen an die Luft gewirbelt. Alle Guten aber fanden bei ihm immer ihren kräftigsten Beschützer und Helfer.

Nun da er Christ geworden, machte er auch nicht im mindesten Hehl von seinem Christentume. Das erste Opfer für das Christentum brachte er sofort in den ersten Tagen, als er noch kaum eine Ahnung von christlicher Freigebigkeit hatte, indem er mir ein großes Stück Land, auf dem schon Weizen gesät war, zur Verfügung stellte, um aus dem reichen Lehmboden das Material für die Ziegeln und Lehmmauern zu entnehmen für einen Kirchbau im Nachbarorte Djitschen, dem dieser Acker sehr nahe lag. Fast um zwei Fuß wurde dadurch das Land tiefer und zwei Ernten gingen ihm verloren, aber er nahm keine Entschädigung an.

(Schluß folgt.)

Erziehungswesen.

Kinderquälereien.

In unserem Zeitalter der Humanität und der oft übertriebenen Verzärtelung der Jugend, sollte man Kinderquälereien für ausgeschlossen halten. Und doch ließen sich darüber so manche Kapitel schreiben. Zum Kapitel „Kinderquälerei“ kann man auch die Art und Weise zählen, wie manche Eltern ihre Kinder zu der oder jener Beschäftigung zwingen, für die sie nun einmal nicht taugen.

Ist es z. B. nicht unsinnig und unverantwortlich, wenn man Knaben zum Studium zwingt, denen der Schöpfer die dazu notwendige Begabung ver sagt hat? „Ganz ebenso unbegreiflich ist aber auch die in vielen Familien noch übliche Unsitte, alle Mädchen, ob musikalisch veranlagt oder nicht, Klavier lernen zu lassen,“ schreibt eine gute Erzieherin in der „Köln. Volksztg.“ Wenn für jedes Studium eine gewisse Begabung unbedingt notwendig ist, um etwas zu erreichen, so ist dies für die schönen Künste ganz besonders der Fall. Der Musiker muß wie der Maler geboren werden. Obwohl darüber schon viel geschrieben worden ist und sich in gebildeten Kreisen allmählich die Ansicht Bahn bricht, daß die Kinder in den Fächern besonders ausgebildet werden müssen, zu denen sie natürliche Veranlagung zeigen, gibt es andererseits noch viele Mütter, welche glauben, die Mädchen müßten unter allen Umständen in der Musik unterrichtet werden, das gehöre zur Bildung.

Was ist die Folge davon? Das mehr oder weniger unharmonische Geklimper unserer jungen Mädchen, das selten die Mittelmäßigkeit überschreitet und wenn nicht ein Grund, so doch sicher ein Zeichen der oberflächlichen Erziehung der weiblichen Jugend ist. Kann das noch Kunst genannt werden? So angenehm es ist, wenn die Frau oder die Tochter des Hauses in verständnisvoller Weise ein Musikstück vorträgt oder sich zu einem Liede begleitet, so entsetzlich ist das verständnislose Herumhaden mancher Mädchen auf dem Marterinstrument, und das sind die Klaviere für die Kinder wie die Umgebung. Hat doch oft ein Mieter in einer Großstadt ein Klavier spielendes Kind rechts, ein anderes links, eins über sich und vielleicht noch ein viertes unter sich.

Während ich dies schreibe, taucht vor mir meine eigene Jugend mit der Leidenszeit am Klavier auf. Es war dies der einzige Schatten, der in meine sonst sehr heitere Kindheit fiel. Wir waren eine ziemlich große Kinderschar, behütet von einer sorgsam, äußerst gewissenhaften Mutter, die, wie die meisten Mütter ihrer Zeit, glaubte, Klavierspielen gehöre zur weiblichen Bildung. So wurden denn meine Schwestern und ich im Alter von neun und zehn Jahren Klavierschülerinnen. Da wir auf dem Lande lebten, kam der Klavierlehrer von einem benachbarten Ort und suchte uns, mit oder ohne pädagogischen Takt, seine Kunst beizubringen. Es wurde eine Stunde zum Ueben festgesetzt und streng eingehalten, was meine Mutter beaufsichtigte. Fingerübungen, Tonleiter wurden uns nicht geschenkt. Ich fand schnell heraus, daß das sehr wenig unterhaltend war und da ich keinerlei musikalisches Gehör hatte, wurden mir die Klavierstunden gar bald zum Schreckgespenst. Sonst lernte ich leicht und gern, aber zum Klavier ließ ich mich immer nur treiben und oft setzte es Tränen und Strafe ab.

Eines Tages hatte ich wieder sehr schlecht geübt. Meine Mutter ließ mich mit großer Ausdauer die Uebungen immer wieder spielen.

Die Sonne lachte zum Fenster hinein und ich zitterte vor Ungeduld, hinauszu laufen in den Garten, wo die Vögel ganz anders musizierten wie ich. Aber es half nichts: dieselben Fehler kamen immer wieder. Schon war ich dem Weinen nahe, da erschien in der Türe seines Studierzimmers mein Vater. Er, der stets so gütig und liebevoll war, sagte ziemlich barsch zu meiner Mutter: „Ich kann das Hacken auf dem Klavier nicht mehr ertragen, laß das Kind laufen! Fast wäre ich ihm um den Hals gefallen, doch ein Blick auf meine Mutter ließ mich inne halten. So endete später nicht selten meine Klavierstunde. Der arme Vater konnte trotz seiner großen Geduld bei seinen ernstlichen Arbeiten mein klägliches Geklimper nicht immer ertragen. Und so quälte man mich und meine Umgebung Jahre lang, um nichts zu erreichen. Wie oft sagte ich mir später: „Hättest du die Zeit auf irgend ein anderes Unterrichtsfach verwandt, du hättest etwas leisten können.“

„Aber“, höre ich viele Mütter fragen, „sollen denn unsere Mädchen nicht mehr Klavier lernen? Wir wollen ja keine Künstlerinnen aus ihnen machen. Sie sollen zum eigenen Vergnügen spielen.“ Damit ist schon die Antwort gegeben. Alle diejenigen, die Freude an der Musik haben und Begabung dafür zeigen, sollen wenigstens einen Anfang damit machen, und wenn die Freude daran stand hält, ist ihnen die Musikstunde eine Erholung und Belohnung. Ganz entschieden aber sollen alle Kinder, ob Knaben oder Mädchen, von diesem Fach entbunden werden, wenn sie kein Talent dafür haben, das Lernen also nur zur Qual wird. Das Talent zur Musik kann durch nichts, auch nicht durch großen Fleiß ersetzt werden. Das erwachsene Mädchen wird nach jahrelangem Quälen doch in den meisten Fällen das Klavierspielen aufgeben. Und dann hört man die Mutter wohl sagen: „Schade um das viele Geld, das der Unterricht gekostet hat.“

Dasselbe gilt auch von anderen Arten geistiger Kinderquälereien. Schade um das viele Geld, das manche Eltern für das Studium ihrer Kinder, für Extrastunden und Hauslehrer ausgeben. Wo es an der nötigen Begabung fehlt, wird der Erfolg dieses Studiumszwanges eine verbitterte Jugend und ein verfehlter Beruf, ein stümperhaftes, oberflächliches und ausblühendes Wissen oder Können sein.

Gesundheitspflege.

Kurzsichtigkeit.

Von Dr. S.

Unter Kurzsichtigkeit versteht man jenen Zustand des Auges, in welchem dasselbe nur dann ein genaues Bild eines Gegenstandes wahrnimmt, wenn sich dieser in kurzer Entfernung vom Auge befindet. In die Ferne sehen Kurzsichtige undeutlich, weil ihre Augen die Gegenstandsbilder in Zerstreungskreisen sehen. Um diese zu verkleinern, kneifen sie die Augenlider zusammen und stellen auf

diese Weise eine enge Spalte her, wodurch sie besser sehen können. Von diesem Blinzeln stammt auch der griechische Name *Myopie* her, welchen man durch die Umschreibung „Sehen mit Zuhilfenahme des Blinzeln“ verdeutschte könnte. Die Kurzsichtigkeit wird bedingt durch die abnorme Brechkraft der übermäßig gewölbten oder verdichteten Hornhaut oder Linse, oder durch die Verlängerung des Auges im Ganzen. Letzteren Zustand hat man öfter bei solchen Augen zu beobachten Gelegenheit, die man gerade deswegen auch *Glozaugen* nennt. Dieselben zeichnen sich gewöhnlich auch durch auffällig weite Pupillen aus. An den großen, strahlenden Augen der Kinder sind wir normaler Weise dieselben zu sehen gewöhnt. Mit zunehmendem Alter verkleinern sich die Augensterne überhaupt; deswegen können dann Kurzsichtige, oft ohne zu blinzeln, entfernte Gegenstände besser erkennen als früher, weshalb sie von einer Besserung ihrer Kurzsichtigkeit sprechen.

Das trifft aber in Wahrheit nur bei den niedrigsten Graden der Kurzsichtigkeit zu, während sonst das Bessersehen daher rührt, daß beim Sehen durch die verkleinerte Pupille auch die Zerstreungskreise auf der Netzhaut kleiner geworden sind. Bei den niedrigen Graden der *Myopie* ist es nur dann nötig ein Augenglas zu benutzen, wenn ein Gegenstand in weiter Entfernung scharf erkannt werden soll, während dasselbe Auge für die Naharbeit auch unbewaffnet die besten Dienste leistet. Bei mittleren Graden wird auch zur Naharbeit ein Augenglas wünschenswert, um das Auge in angemessener, bequemer Entfernung von der Arbeit halten zu können und es dadurch vor Ermüdung zu bewahren. Für die höchsten Grade aber sind zwei Brillen notwendig, die eine für die Ferne, die andere für die Nähe. Das erjahre besonders auch jene älteren Leute, welche in jüngeren Jahren mit einer einzigen Brille ihr Auslangen gefunden hatten, allmählich aber bemerkten, daß ihnen diese nicht mehr die gehörige Besserung verschaffte. Durch kein Brillenglas lassen sich aber jene Trübungen wegbringen, die als Sternchen und Bändchen vor dem Auge herum schwimmen und „fliegende Mücken“ genannt werden.

Dieselben befinden sich im Innern des Auges selbst, ein Glaskörper, und werden deshalb fortwährend so störend wahrgenommen, weil das kurzsichtige Auge alles undeutlich sieht und von dem verschwommenen Hintergrunde sich diese der Netzhaut ganz nahe gelegenen Trübungen umso deutlicher abheben. Neugeborene Kinder sind niemals oder nur mit ganz seltenen Ausnahmen kurzsichtig. Auch nicht die Kinder kurzsichtiger Eltern, wohl aber zeigen diese die größere Neigung es zu werden als die Kinder normaler Eltern.

Die Kurzsichtigkeit wird erst während des Lebens durch die Anstrengung der Augen erworben und bleibt daher aus, wo diese fehlt. Deswegen kommt auch bei wilden Völkern die *Myopie* sehr selten vor. Die Regel ist, daß sich die Kurzsichtigkeit in der Jugend entwickelt, in jener Zeit, wo bei raschem Wachstum des ganzen Körpers gleichzeitig bedeu-

tende Anforderungen an die Augen durch Schule oder Arbeit gestellt werden, und das hauptsächlich bei solchen Personen, welche ihre Augen mit Nahsehen anstrengen müssen. Diese sind einerseits die Mitglieder der gebildeten Klassen, welche dem Studium obliegen, so zählt man in der untersten Klasse der Mittelschulen 20%, in der obersten 60% Kurzsichtige; andererseits diejenigen Handwerker, welche feine Arbeiten zu verrichten haben, wie Schneider, Näherinnen, besonders aber Schriftsetzer mit 40%, und Lithographen mit 50% Kurzsichtigen. Die meisten Fälle von *Myopie* sind solche niederen Grades, welche sich während der Jugend entwickeln und nach Vollendung des Körperwachstums zum Stillstande kommen. In anderen Fällen aber erreicht die Kurzsichtigkeit schon in der Jugend eine beträchtliche Höhe und bleibt dann nicht stehen, sondern nimmt während des ganzen Lebens zu und gibt im höheren Alter sehr oft Veranlassung zur Schwachichtigkeit oder selbst zur Erblindung. Die vorbeugenden Maßregeln müssen schon in frühem Kindesalter beobachtet werden, und der Schulunterricht soll nicht zu früh, wo möglich nicht vor dem vollendeten sechsten Lebensjahre begonnen werden. Die modernen Schuleinrichtungen tragen denselben gleichfalls Rechnung: große hohe Fenster ermöglichen eine gute Beleuchtung und lassen das Licht hauptsächlich von der linken Seite des Schülers einfallen; gut konstruierte Bänke verhindern eine schlechte Körperhaltung; guter, genügend großer und deutlicher Buchdruck tragen dazu bei, daß sich die jugendlichen Augen nicht überanstrengen. Die Gesetze, welche die Regelung der modernen Erwerbstätigkeit und den Schutz des Arbeiters bezwecken, befassen sich auch mit der natürlichen und künstlichen Beleuchtung der Arbeitsräume. Im Interesse des tagsüber angestregten Arbeiters liegt es aber auch, daß er nicht im Dämmerlicht seiner Feierabendstunden seine Zeitungs- oder Buchlektüre erledige, sondern lieber die Auslagen zur Erzeugung eines gehörigen Lampenlichtes nicht scheue und dabei sein Augenlicht auf Jahre hinaus in besserem Zustande erhalte. Sehr nützlich aber ist es, die Augen durch Blicken in die Ferne auszuruhen, was am besten durch den Aufenthalt im Freien geschehen kann, so oft Zeit und Gelegenheit es erlauben, wie ja noch niemand bemerkt haben wird, daß er beim Spazierengehen müde Augen bekam.

Für Haus und Küche.

Rahmsuppe. 1 Seidel guten sauren Rahm und $\frac{1}{2}$ Seidel Mehl sprudelt man ab, verdünnt es mit etwas kaltem Wasser und kocht dies in 3 Seidel siedendem gesalzenen Wasser ein, wobei man es tüchtig sprudelt. Wird die Suppe beim Kochen zu dick, so verdünnt man sie mit heißem Wasser. Kurz vor dem Anrichten läßt man Kümmel damit aufkochen und richtet die Suppe über gebackene Brotschnitten an.

Linse eingebrannt. Gesottene Linsen gibt man samt ihrem Sude in goldgelbe Einbrenn mit gehackter Zwiebel, vergießt sie mit Suppe

oder Wasser, etwas saurem Rahm, läßt ein wenig Thymian und Lorbeerblatt darinnen aufkochen und gibt sie zu Bratwürsten oder Spiegeleiern.

Kalbskoteletten gebraten. Geslopfte Kotelettes bratet man mit Butter auf beiden Seiten schön bräunlich, salzt sie während des Bratens und betropft sie mit Limonensaft. Man gibt sie mit Gemüse zu Tisch.

Erdäpfeldalken. Man kocht 6 große mehligke Erdäpfel, schält und zerdrückt sie; treibt 5 Ecks Butter staubig ab, schlägt ein ganzes Ei samt 3 Dotter hinein, verrührt jedes gut, gibt die Erdäpfel und etwas Salz dazu, staubt soviel Mehl daran, daß der Teig hält und bäckt je einen Löffel voll mit Butter in dem dazu bestimmten Modell.

Für Landwirte.

Nochmals das Huhn im Winter.

Eine rationell betriebene Geflügelzucht bringt dem verständigen Landwirt manchen schönen Profit ein. In einer der vorhergehenden Nummern haben wir über die Winterfütterung der Hühner einiges erzählt. Diesmal wollen wir hier mitteilen, was der „Westd. Landw.“ über Vogierung und Ausflug des Hühnervolkes im Winter empfiehlt. Dieses Blatt sagt, daß man zwar durch Warmhalten der Hühner mehr Wintererler gewinnen, daß man aber wiederum die Hühner durch übertriebene Warmhaltung nicht verweichlichen soll. Weiter schreibt es: „Bei der Heizung des Stalles, durch welche die Hühner in besonders hohem Grade verweichlicht werden, brauchen wir hier nicht zu warnen, da eine solche in landwirtschaftlichen Betrieben kaum vorkommen dürfte. Jedoch sollen die Hühner im Winter nachts warm sitzen und am Tage im Freien vor den Unbilden der Witterung geschützt sein, sie dürfen aber nicht bei herrschender Kälte durch längere Einsperrung verweichlicht werden.“

Es muß so viel als irgend möglich vermieden werden, die Hühner am Tage im Stalle zu halten, namentlich wenn der Stall im Verhältnis zu der vorhandenen Hühnerzahl klein oder nicht lustig und hell ist. Es ist dann unvermeidlich, daß die Luft im Stalle schlecht und für die Gesundheit der Tiere schädlich wird. Dies ist in erhöhtem Grade der Fall, wenn morgens, wie es besonders im Winter zu empfehlen ist, Weichfutter verabreicht wird, denn die Ausleerungen der Hühner erhalten dadurch eine flüssige Beschaffenheit und es entsteht insolgedessen im Stalle eine feuchtwarme, höchst ungesunde Luft, die Krankheiten der verschiedensten Art hervorrufen kann. Krankheiten werden aber bei Hühnern im Stalle nicht so leicht bemerkt wie im Freien und haben deshalb häufig schon um sich gegriffen, bevor dagegen eingeschritten wird. Eine gründliche Lüftung ist im Winter bei der Anwesenheit der Hühner im Stalle nicht möglich, ohne die Tiere der Gefahr einer Erkältung auszusetzen. Letztere hat mindestens einen Schnupfen zur Folge, der bei Vernachlässigung nicht selten in Diphtheritis ausartet. Die gleiche Gefahr besteht, wenn

die Hühner nach längerer Einsperrung wieder herausgelassen werden.

Aus diesen Gründen soll man die Hühner, wenn die Witterung nicht gar zu schlecht ist, auch im Winter täglich aus dem Stalle lassen. Es gibt auf dem Lande wenig Gehöfte, auf denen nicht draußen ein Plätzchen vorhanden wäre, welches den Hühnern Schutz vor den Unbilden der Witterung bietet. Wo dies nicht der Fall ist, muß ein solches Plätzchen in einfacher Weise hergerichtet werden. Bei Kälte oder Schnee suchen die Hühner dasselbe nach dem Verlassen des Stalles sofort von selbst auf, ohne unterwegs sich aufzuhalten. Wenn Schnee liegt, ist nur nötig, vom Stalle nach dem Orte einen genügend breiten Weg durch den Schnee zu schaufeln. Besonders empfindlich sind die Hühner gegen Wind, und es muß ihr Aufenthaltort gegen Wind im Winter sehr sorgfältig geschützt werden, was oft schon durch Antürmen von Strohbinden geschehen kann. Wird ihnen Spreu oder Stroh hingestreut, in welchem noch teilweise gefüllte Aehren sich befinden, so picken sie unermüdlich die Körner heraus und scharren. Sie haben dann nicht nur Zeitvertreib, sondern auch Bewegung, und letztere erleichtert ihnen wesentlich das Ertragen der Kälte. Dasselbe kann man auch erreichen, wenn man lose Körner zwischen die Spreu oder das Stroh streut. Für landwirtschaftliche Betriebe mit größerer Geflügelhaltung empfiehlt es sich, in der Nähe des Hühnerstalles einen besonderen Schuppen als Aufenthaltort des Geflügels im Winter zu errichten. In diesem kann man im Frühjahr bei schlechtem Wetter auch das Junggeflügel unterbringen und nebenher kann der Schuppen noch als Aufbewahrungsort für landwirtschaftliche Geräte usw. dienen. Bei sehr ungünstiger Witterung wird man die Hühner später als gewöhnlich, evtl. erst mittags aus dem Stalle lassen. Sobald alle Hühner den Stall verlassen haben, ist derselbe gründlich zu lüften. Bei großer Kälte soll man jedoch die Lüftung nicht länger ausdehnen, als unbedingt nötig ist. Die Hühnerställe auf dem Lande haben in der Regel eine solche Beschaffenheit und Lag', daß sie teils durch angrenzende Stallungen, teils durch die Eigenwärme der Hühner bald wieder eine angemessene Temperatur erhalten.

Gemeinnütziges.

Alte Tuchkleider reinigt man auf eine sehr einfache Weise mit folgender Brühe: 1 Lot Tabak und 2 Pfund Wasser werden einmal mit einander aufgekocht. In diese Brühe taucht man eine steife Bürste und bürstet das Tuch nach dem Strich. Der Erfolg soll ein vorzüglicher sein.

Gegen Brandwunden. Wenn man sich verbrannt hat und sofort Schmalz oder irgend ein Del auf die verbrannte Stelle streicht und darüber Kochsalz streut, dann gibt es keine Blasen. Oder: Man nehme dicken, sauren Rahm (Sahne) und vermische diesen mit frischem Leinöl, das man unter beständigem Umrühren nach und nach hinzufügt. Mit dieser Salbe bestreicht man täglich mehrmals den Brandschaden. Ein

anderes gutes Mittel besteht aus einer Salbe, welche man aus ungesalzener Butter und Eigelb herstellt. Auf 100 Grammen Butter nimmt man 3 Eigelb.

Puz- und Polierpulver für Metalle. Das Reinigen und Polieren von Stahl, Kupfer, Silber, Gold etc. kann auf folgende Weise geschehen: Man nimmt 1 1/2 Kilo Magnesia und 120 Grammen reines, ganz fein geschlemmtes Eisenoryd.

Schwarzfarbige Seidenstoffe zu waschen. Um ein seidenes Kleid zu waschen, nimmt man 10 Liter Flußwasser, verhältnismäßig viel Seife und setzt 1 Liter Ammoniakflüssigkeit zu. In dieser kalten Mischung wird das Kleid tüchtig durchgewaschen, dann spielt man es in fließendem Wasser gehörig aus. Der Stoff wird dadurch wieder wie neu.

Verhaltensmaßregel bei Rächenbränden. Hat die Flamme die Kleider einer Person ergriffen, wie dies am Ofenseuer und in der Küche leicht vorkommt, so ist es ratsam, daß sich die Betroffenen auf die Erde wirft und durch Herummwälzen die Flamme zu ersticken sucht. Aufrecht stehen zu bleiben, ist gefährlich, weil die Flamme aufwärts steigt und Gesicht und Kopf bedroht. Das Umwickeln solcher Personen mit womöglich naßgemachten dicken Tüchern ist sehr wirksam.

Buntes Allerlei.

Toureinheit.

Ein jüdischer Banquier hatte den gewaltigen Violinvirtuosen Paganini gehört. Als gefragt wurde, wie ihm dessen Spiel gefallen habe, rief er begeistert aus: „Gott, der Mensch hat einen Ton, als ob Eujedore gezählt würden.“

Aus der Naturgeschichte.

Lehrer: „Sag mir, Karl, wohin gehst du der Bär?“ — Karl: „Zu den Raubtieren.“
Lehrer: „Wohin die Amsel?“ — Karl: „Zu den Singvögeln.“
Lehrer: „Wohin gehst du der Hering?“ — Alle Kinder schweigen. Nach einigen Minuten meldet sich ein kleiner Junge mit den Worten: „Der Hering gehört zu den — Kartoffeln!“

Zu den 12 Aposteln.

Das Haus eines wegen seines Geizes und seiner Härtherzigkeit gegen die Armen sehr verhassten Geschäftsmannes führte den Namen „Zu den zwölf Aposteln.“ Ein Wigbold schellte einmal um Mitternacht bei dem Kaufmann. „Was gibts denn noch so spät?“ rief derselbe voll Zorn aus dem Fenster. „Ich wollte nur fragen,“ war die Antwort, „ob auch der Judas schon zu Hause ist.“

Was ist die Familie?

In einem Aussage hatte der kleine Fritz folgendes zu Papier gebracht: „Die Familie ist ein aus Vater, Mutter, Kindern, Brautpaaren, Großeltern, Schwiegermüttern, Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen gebildetes Ganzes und kommt auf der ganzen Welt vor. Erst kommen Vater und Mutter und dann die Kinder und zu ihnen kommen die anderen zu Besuch. Großeltern bringen den Kindern dann immer etwas mit. Wenn Tanten zu Besuch kommen, müssen Kinder Sonntagskleider anziehen. Das Familienoberhaupt, die Person von der Familie, ist

der Vater, weil er das Geld verdient. Er geht dazu schon ganz früh morgens fort, nachdem er geschimpft und Kaffee getrunken hat. Die Mutter bleibt zuhause und muß sich über die Dienstmädchen ärgern. Manchmal geht sie auch in die Markthalle. Die Dienstmädchen wohnen in derselben Wohnung, aber sie gehören nicht zu der Familie, denn sie bleiben nie lange, es kommen meistens zweimal im Monat neue. Der Vater gibt der Mutter das Geld, das er verdient, damit sie Essen und all' so etwas einkaufen kann. Aber nicht alles Geld. Er legt noch was in den eisernen Geldschrank, der in seiner Stube steht. Das Geld darf sich die Familie erst nehmen, wenn er tot ist. Es gibt junge und alte Väter. Aus den alten werden die Großväter gemacht. Wenn der Vater schläft, schnarcht er und dann darf ihn niemand stören. Zu seinen Kindern ist er gut. — Die Mutter ist in einer Familie immer die Frau von dem Vater. Sie ist klug und hant, näht alle abgerissenen Knöpfe an, belegt das Schulfrühstück mit Wurst und hilft bei den Schularbeiten. Mütter haben niemals schlechte Noten gehabt. Die Mutter weiß alles. Wenn die Mutter auch eine Mutter hat, so ist das die Schwiegermutter, außerdem die Großmama. Sie kommt meistens, wenn der Vater ausgegangen ist, das Geld zu verdienen."

Eine eigenartige Bezugseinladung für Neujahr erließ eine Berliner Zeitschrift. In ihrer ersten Nummer heißt es:

"Ein Mann mag eine Warze am Genick als Kragnenkopf benutzen, Er mag sich auf die Puffer eines Eisenbahnwagens setzen, um Fahrgeld zu sparen,

Er mag über den Rand der Brille hinwegsehen, um die Augengläser zu schonen, Er mag seine Frau auf den Händen tragen, damit sie keine Stiefel zerreißt, Und er ist trotzdem ein grenzenloser Verschwender gegenüber demjenigen, Der die eine Mark monatlich für die Zeitung sparen will"

Das Blatt hat übrigens nicht so ganz unrecht.

Schicksal.

In Würzburg lebte ein Kellner, der den sonderbaren Namen Schicksal trug. Die Gäste riefen ihm des Spases halber stets beim Namen. So hörte man bei der Table

d'hote wiederholt rufen: Schicksal, ein Zahnstocher! Schicksal, ein Stück Rindfleisch! Schicksal, noch ein bisschen Sauce u. s. w. Als dieser Kellner einmal einer jungen Dame eine Mehlspeis-Sauce aufs Kleid goß, sagte ein neben ihr sitzender Schriftsteller: "Das ist nicht des Kellners Schuld, das ist des Schicksals Tücke."

Der weinende Maher.

Der Jzig traf den Maher, der am Tage vorher in der Synagoge geweint hat: "Sag', Maher, warum hast du gestern in der Synagog so geweint?" — "Es hat mich so angegriffen," entgegnete Maher "wie der Rabbiner in den Bußpsalmen hat gesungen: "Du bist Staub und wirst wieder Staub". — "Brauchst de zu weinen," sprach Jzig, "wärfst de von Gold und müßt de werde zu Staub, härfst de zu verlieren hundert Prozent! so bist de von Staub und wirst zu Staub, gewinnst de nichts, verlierste nichts."

Lustige Ecke.

Kannibalisch. "Ich erlaube mir die Benachrichtigung, daß ich das Gasthaus "Zum blauen Löwen" übernommen und von der Behörde das Recht erlangt habe, Gäste zu beherbergen, zu schlachten und zu speisen."

Gemüthlich. Hotelgast: "Aber, Kellner, in dem Zimmer herrscht ja eine sibirische Kälte — und da wollen sie noch behaupten, es sei geheizt worden? Kellner: "Na Sie werden's ja sehen . . . auf der Rechnung!"

Unter Privatdozenten. A.: "Ihr Kollege, Dr. X., ist zum Professor ernannt." — B.: "Der? Unmöglich! Das ist ja ein Skandal!" — A.: "Das nützt nichts, lieber B., wenn Sie ihn jetzt treffen, B.: "Ich werde mich hüten; so einen Esel nenne ich ruhig weiter: Herr Kollege!"

Neuerst bedenklich. "Hat denn das neue Lustspiel Erfolg gehabt?" — "Nach dem dritten Akt erhob sich vereinzelter Beifall, er wurde aber bald niedergeschragt."



Wollen Sie

erstklassige bessere Jagdgewehre und Schußwaffen

aller Art zu wirklichen Fabrikpreisen kaufen, so fordern Sie meinen reichillustrierten, interessanten und lehrreichen Hauptkatalog mit hochfeinen Referenzen u. ca. 1000 Abbildungen an, derselbe wird sofort gratis und franko versandt. H. Burgmüller Zimmungs-Büchsenmachermeister, Jagdgewehrfabrik u. Feinbüchsenmacherei, Kreienfeld (Harz).

Rätsel-Aufgaben.

Ziffernrätsel.

- 1 4 7 8 10 Baum.
- 2 4 1 11 5 Edelstein.
- 3 8 5 10 5 Vorfahren.
- 4 2 1 3 5 männl. Vornahme.
- 5 3 5 6 10 5 bekannter Seefahrer.
- 6 11 10 1 10 5 Zahl.
- 7 8 11 5 3 Kaiserreich.
- 8 4 6 Irrlehrer.
- 9 11 10 12 10 Möbel.
- 10 9 11 12 ist Gott.
- 11 6 3 2 Fluß.
- 12 10 11 12 10 Musikinstrument
- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 Herzogtum.

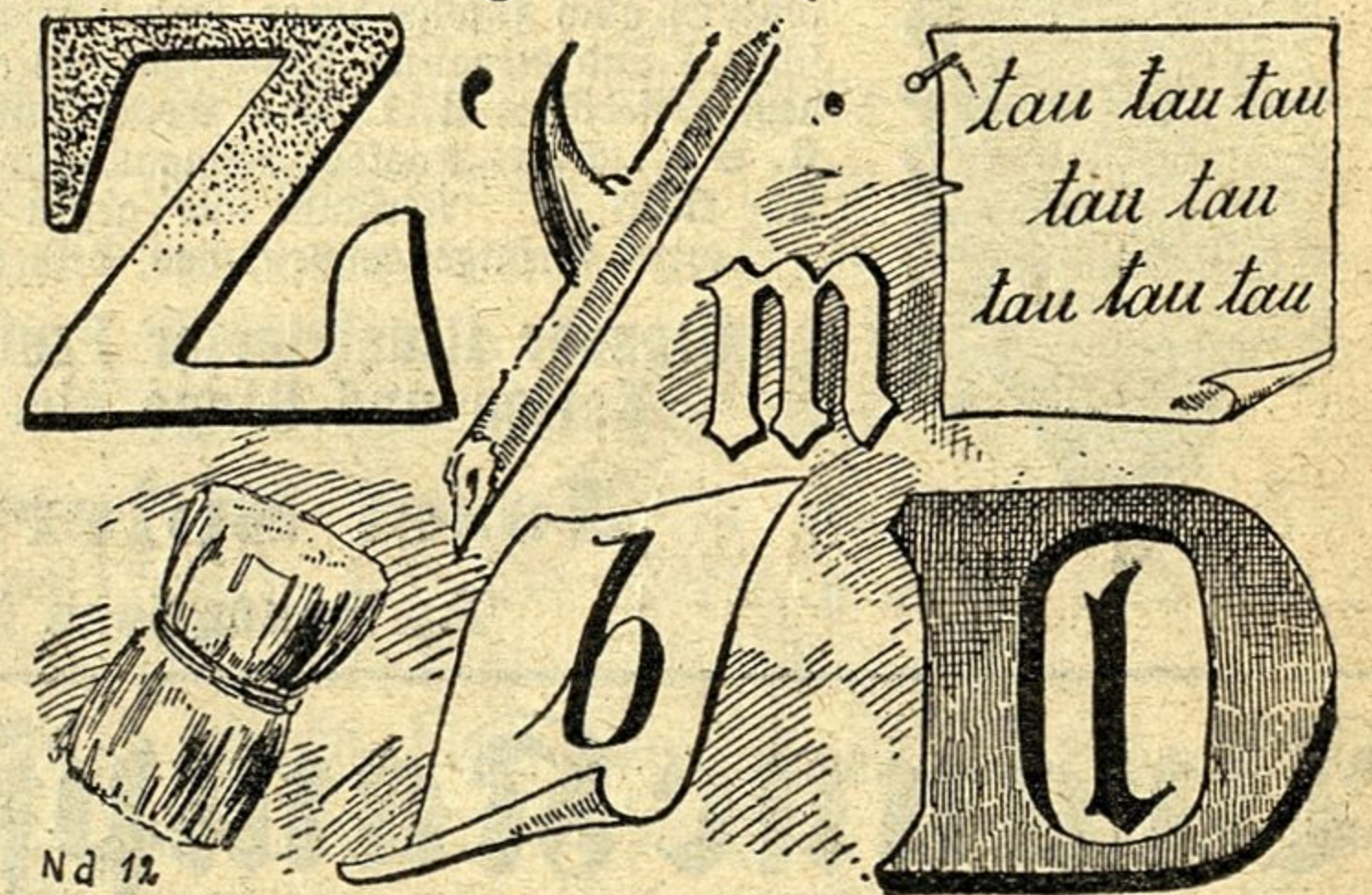
Rebus.

M Sig S g g n t t z z g g
g g g g n t t z z g g n
g g z g z g l g n
g g z z g g

Magisches Quadrat.

E E E E röm. Kaiser.
R R R R Tier.
F G O O Naturerscheinung.
N B I A Stadt in Asien.

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel-Aufgaben aus voriger Nummer:

Ziffernrätsel:

Isel, Linse, Dost, Elle, Fiedel, Ofen, Nil, Sold. — Fidesons.

1. Rebus:

Kamentliche Abstimmung.

2. Rebus:

Er saß unter dem Baume und träumte.

Bilderrätsel:

Federsucher.

Aerztlich hochgeschätzte, stärkste und wirksamste Lithion-Heil-Quelle.

Sichere Heilung von Rheumatismus, Harn-, Nieren-, Zucker-, Magen- u. Blasenleiden.



Brunnerversendung Jos. Weber Klösterle.

Rein, salzfrei, angenehmer Wohlgeschmack. — Harntreibende Wirkung. — Färbt den Wein nicht. — Ehrende Anerkennungen. — Mehrfach prämiert. — Ueberall zu haben.

Billige böhmische Bettfedern!



- 10 Pfd. neue, gute, geschliffene, staubfreie fl. 4.80
- 10 Pfd. bessere fl. 6.— 10 Pfd. schneeweiße, dannenweiche, geschliffen fl. 9.—, 12.—, 15.—
- 10 Pfd. Halb dannen fl. 6.—, 7.20, 9.—
- 10 Pfd. schneeweiße Knuff federn fl. 12.— 15.—
- Dannen (Flaum) schneeweiß fl. 1.80, 2.40, 3.—, 3.30 pr. 1/2 Kilo
- Paar-Matratzen, dreitheilig auf ein Bett für K 24.—, bessere für K 30.—

Ber sendt franco pr. Nachnahme Umtausch und Rücknahme gestattet. **Benedikt Fuchs, Lobes 2** (Post Pilsen), Böhmen.

Pränumerations-Einladung.

Eine reichhaltige katholische Zeitung fürs christliche Haus ist die in Warnsdorf (Nordböhmen) erscheinende

„Oesterreichische Volkszeitung“.

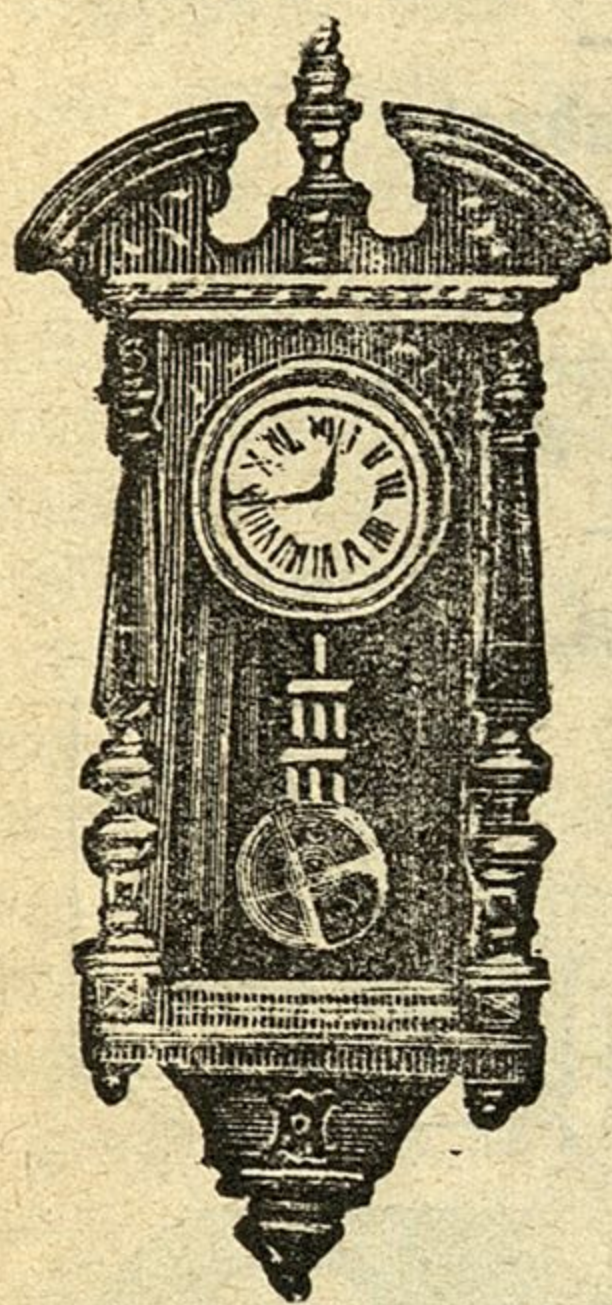
Ihr Programm ist: „treu katholisch, gut österreichisch, gut deutsch und sozialreformerisch.“ Der Besestoff ist mannigfaltig und sehr orientierend über die wichtigsten Tagesfragen und ersetzt vielen ein Tagblatt. Ihre Unterhaltungsbeilagen bringen eine Reihe spannender Romane und wertvolle Feuilletons, sowie den „Wirtschaftsfreund“ für Land- und Hauswirtschaft. Der Korrespondenzteil ist sehr umfassend.

Die **zweimalige** Ausgabe (Dienstag und Freitag) kostet: **vierteljährig nur 2 K 55 h, ganzjährig 10 K.**

Die **einmalige** Wochenausgabe (Freitag) kostet: **vierteljährig nur 1 K 55 h, ganzjährig 6 K.**

Bestellungen richtet man am einfachsten per Postanweisung „An den Verlag der „Oesterreichischen Volkszeitung“ (oder: „An die Buchdruckerei Ambr. Opitz) in Warnsdorf.“ Probenummern stehen jederzeit für angegebene Adressen zu Diensten. Zu umgehender Bestellung empfehlen sich

Schriftleitung und Verlag der Oesterr. Volkszeitung in Warnsdorf.



Pendeluhrn mit Musik

Ist die letzte Neuheit in der Uhrenfabrikation. Diese französischen Miniatur-Pendeluhrn sind 70 cm lang, der Kasten, genau wie die Zeichnung, ist Natur-Nußbaum, feinst poliert, mit kunstvoll geschnitztem Aufsatz und spielt jede Stunde die schönsten Märsche und Tänze. Preis mit Kiste und Verpackung **nur fl. 8.-** Dieselbe Uhr ohne Musikwerk, jedoch mit **Schlagwerk**, jede halbe und ganze Stunde schlagend, mit Kiste und Verpackung **nur fl. 6.-** Mit **Turmglöckenschlag fl. 6.50.** Diese Pendeluhrn sind nicht nur garantiert, auf die Minute gehend, 3 Jahre schriftliche Garantie, sondern auch zufolge ihrer wahrhaft prachtvollen Ausstattung ein sehr schönes und elegantes Möbelstück. Wieder mit Glocke u. d. nachtleuchtendem Zifferblatt **fl. 1.70.** Wieder mit Musik, spielt anstatt zu läuten, **fl. 6.-** Nickel-Hörkopf Remont.-Uhr **fl. 2.50.** Echte Silb.-Remont.-Uhr **fl. 5.-** Versand nur gegen Nachnahme. Nichtkonventionelles wird zurückgenommen, das Geld retourniert, daher kein Risiko.

Grosser illustrierter Preiskourant über Uhren, Ketten und Ringe etc. gratis und franko.

Josef Spiering, Wien

I., Postgasse Nr. 2-159.

Braune Kampfersalbe.



Nach Vorschrift des Apothekers **Wihelm Dick** in Bittau.
Altbewährte Hausfalbe.

In Rollen à 10, 20 und 40 Kr.
Zu beziehen beim Erzeuger **Ludwig Eiselt**, Apotheker, **Grottau** (Böhmen)

und in allen Apotheken. Nur echt mit gedruckter Schutzmarke.

Dr. J. F. Gottstein's

Orthopädisch-medicamechanische Heilanstalt

Reichenberg. Mariengasse 4 (Café Post)

Behandlung von Rückgratverkrümmungen, X-Bein, O-Bein, Klumpfuß, Plattfuß, Schiefhals, angeborener Hüftverrenkung, Knochen- und Gelenkerkrankungen und deren Folgen, von Lähmungen und Krampfzuständen, Gehstörungen der Folgen von Verletzungen u. s. w.

Heilgymnastik, Massage, Electro- und Mechanotherapie.

Mechanische Werkstätte zur Anfertigung Hessingscher Schienhülsen-Apparate und Korsette; künstliche Glieder.

Sprechstunden: 9-10, 3-4 Uhr, Sonn- u. Feiertags 9-11 Uhr.

Fernsprecher 626. Telegramm-Adresse: Orthopädie Reichenberg.

Dr. Franz Isidor Proschko's

gesammelte Schriften.

Herausgegeben von

Hermine Proschko.

I., II. und III. Band: **Für Volk und Jugend.**

Hermine Proschko's

gesammelte Erzählungen.
I., II. u. III. Band: **Jugendchriften.**

Preis pro Band gebunden 1 K, in Prachteinband 2 K.

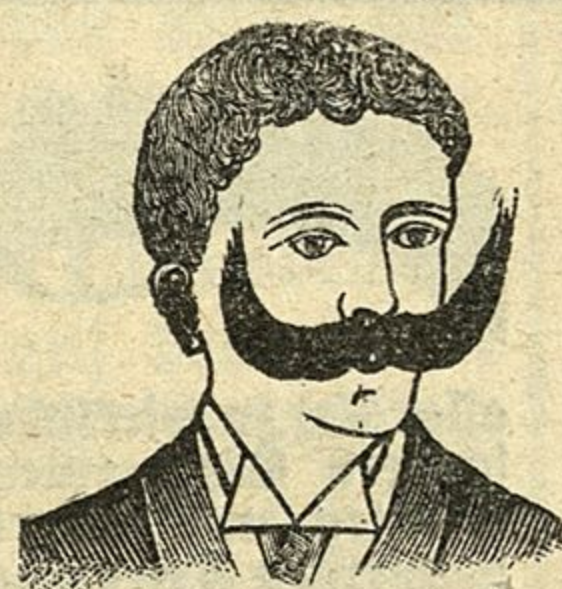
Zum Bezuge empfiehlt sich die Verlagshandlung

Ambr. Opitz, Warnsdorf.

Wer keinen Erfolg erzielt, erhält sein Geld wieder.

Barbentwicker

Blitzolin



wirkt staunenswert auf den **Wuchs des Schnurrbartes.**

Wo kleine Härchen sind, ist bald ein kräftiger Bart

entwickelt. Die vielfach angepriesenen Mittel zu recht hohen Preisen sind nicht besser. Nur echt zu beziehen in Euben zu K 1.45, K 2.65 und K 3.85 (Porto extra) gegen Nachnahme von

Brandmann & Co.,

Selbstkirchen, Deutschland.

Für Oesterreich-Ungarn von **Kronen-Apothek** in **Wiener-Neustadt** Nr. 8.

Dauerndes

Glück in der Ehe

kann nur jene Hausfrau erhalten die ihrem Gatten auch stets eine vorzügliche Tasse Kaffee vorsetzt.

Kaffee und Tee

aus erster Hand,

d. h. direkt vom Planzer, daher vollste Garantie für unverfälschten, naturechten Kaffee bei

denkbar billigsten Preisen.

Unsere weit über hunderttausend Joch große Bestzung auf der Insel **Java** wird auf das Rationellste bewirtschaftet. Unsere Kaffee- und Tee-Sorten sind sehr aromatisch, wohlschmeckend und äußerst ausgegibt. **Javaflor** heißt unsere geschützte Marke.

Kaffee:

Javaflor, superfein 4³/₄ Kilo fl. 6.65

fein, grün 4³/₄ „ fl. 6.20

Javaflor, Mischung 4³/₄ „ fl. 5.75

Bersand verzollt und franko, ganz speisenfrei jeder Poststation.

Preisliste gratis und franko.

Turk & Co.

Großgrundbesitzer auf Java.

Kaffee und Tee-Verkauf

in eigener Regie:

Triest, via dell'acquedotto 62.

Visit-Karten

liefert rasch die Buchdruckerei von **A. Opitz in Warnsdorf.**

Polytechnisches Institut, Friedberg

In Hessen, bei Frankfurt a. M.

Programme kostenfrei. Prüfungskommissar.

I. **Gewerbe-Akademie** für Maschinen-, Elektro-, Bauingenieure und Architekten. 6 akad. Kurse.

II. **Technikum** (mittlere Fachschule) für Maschinen- u. Elektrotechniker. 4 Kurse.